





ORDEN POUR LE MÉRITE  
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

NEUNZEHNTER BAND  
1985

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG



ÖFFENTLICHE SITZUNG  
DES ORDENS  
IN DER AULA  
DER UNIVERSITÄT BONN  
31. MAI 1983  
REDEN UND GEDENKWORTE



BEGRÜSSUNGSWORTE  
DES ORDENSKANZLERS



Herr Bundespräsident,  
Herren Minister, Exzellenzen,  
Herren Staatssekretäre,  
Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Im Namen des Ordenskapitels danke ich Ihnen, daß Sie unserer Einladung in die Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität so zahlreich gefolgt sind. Wir freuen uns immer sehr, daß Sie so viele sind, die da kommen. Unsere heutige öffentliche Sitzung findet am gleichen Tag statt, am 31. Mai, an dem einst der Orden 1842 gegründet worden ist.

Ihnen, Herr Bundespräsident, gilt der erste Gruß, und zugleich unser herzlichster Dank, daß Sie dem Orden stets Ihre Aufmerksamkeit und Fürsorge zuteil werden lassen. Eine Fürsorge, ohne die er in seiner der Tradition verpflichteten Form nicht bestehen könnte. Ich begrüße außerdem den Herrn Bundesminister des Innern und danke auch ihm dafür, daß sein Haus den Orden in so vielen Fragen tatkräftig und freundlich unterstützt.

Ich begrüße die Herren Bevollmächtigten der Länder beim Bund, die Herren Staatssekretäre der Bundesministerien, die Repräsentanten der Kirchen, die Angehörigen des Diplomatischen Korps, die Präsidenten der Akademien und wissenschaftlichen Gesellschaften, die Mitglieder des Wissenschaftsrates sowie die Angehörigen des Lehrkörpers der Universitäten Bonn und Köln.

Ich begrüße Herrn Bürgermeister Endemann als Vertreter des Oberbürgermeisters der Stadt Bonn, und ich fürchte, daß ich vielleicht

jemanden ausgelassen habe; sollte dies der Fall sein, so bitte ich um Entschuldigung.

Mein besonderer Dank und Gruß gilt dem Rektor der Universität Magnifizenz Besch. Wir sind ihm wieder sehr dankbar dafür, das ist schon eine Tradition, in dem schönen Festsaal der Universität zu Gast sein zu können.

Wir freuen uns sehr über die in diesem Jahr besonders große Teilnahme der Mitglieder und auch der ausländischen Mitglieder des Ordens. Ich begrüße die ausländischen Mitglieder Herrn ELIAS CANNETTI und Herrn BARTEL LEENDERT VAN DER WAERDEN aus der Schweiz, Herrn HENDRIK CASIMIR aus den Niederlanden, Herrn FELIX GILBERT und Herrn GEORGE KENNAN aus den Vereinigten Staaten, Sir BERNARD KATZ, Herrn ERNST KITZINGER, Sir RONALD SYME und ALEXANDER LORD TODD aus England.

Ich begrüße in besonderer Verehrung die Angehörigen unserer verstorbenen Ordensmitglieder Lady Margaret Krebs, Frau Liselotte Orff, Frau Hilda Mothes, Frau Brigitte Marcks-Geck, Frau Ute Krull, Frau Gottliebe Marcks, Herrn Otto von Frisch und Frau Erna Lesky, für die wir im letzten Jahr die Ehrung ihres Mannes vorgenommen haben. Ihre Trauer ist die Unsere.

Leben und Leistung unserer verstorbenen Ordensmitglieder Sir HANS ADOLF KREBS, GERHARD MARCKS, CARL ORFF, KARL RITTER VON FRISCH und ANDRÉ JEAN FESTUGIÈRE sollen in den folgenden Gedenkworten gewürdigt werden. Die Würdigung von Herrn KURT MOTHES aus Halle, der erst kürzlich verstorben ist, kann erst im nächsten Jahr erfolgen. An die Gedenkworte wird sich anschließen der Vortrag von HELMUT COING zum Thema »Das Recht als Element der europäischen Kultur«. Ich danke Herrn Coing besonders, daß er die Mühe dieses Vortrags auf sich genommen hat. Unsere öffentliche Sitzung schließt mit der Ordensübergabe an die im vorigen Jahr gewählten Ordensmitglieder HENDRIK CASIMIR, Sir BERNARD KATZ und ERNST KITZINGER. RUDOLF SERKIN kann leider auch dieses Jahr nicht hier sein wegen anderer Verpflichtungen. Wir werden ihm den Orden übermorgen in Berlin überreichen.

## GEDENKWORTE



HANS ADOLF KREBS

25. 8. 1900 – 22. 11. 1981





*H.A. Krebs*



*Gedenkworte für*  
SIR HANS ADOLF KREBS

*von*  
*Adolf Butenandt*

---

Sir Hans Adolf Krebs, einer der ganz großen Biochemiker dieses Jahrhunderts, starb am 22. November 1981 friedlich nach kurzer Erkrankung im Alter von 81 Jahren in Oxford (England). Bis kurz vor seinem Tode war er dort wissenschaftlich tätig.

Hans Krebs wurde 1972 Ausländisches Mitglied des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste. Seit seiner Wahl nahm er regelmäßig an den Zusammenkünften des Ordenskapitels in Begleitung seiner verehrten Gattin Lady Margaret Krebs teil, die auch heute in unserer Mitte ist. Jeder, der ihn kennenlernte, zollte ihm von der ersten Begegnung an Respekt ob seiner Leistung und seines sich leicht offenbarenden Charakters, der durch große Freundlichkeit und zurückhaltende Bescheidenheit, durch Weite des Wissens und der Bildung, durch eine preußisch anmutende Einstellung zu Pflichterfüllung und Pünktlichkeit und durch einen befreienden Humor gekennzeichnet war. Wer ihn näher kennen durfte, weiß, daß er ein edler Mensch war, auch hilfreich und gut.

Hans Krebs wurde in Hildesheim als Kind jüdischer Eltern am 25. August 1900 geboren. Sein Vater war ein angesehener Hals-Nasen-Ohrenarzt. Nach dem Besuch des humanistischen Gymnasiums An-

dreanum in Hildesheim studierte Krebs Medizin in Göttingen, Freiburg, Berlin und München, wo er 1923 das medizinische Staatsexamen ablegte. Ein Jahr später wurde er in Hamburg mit einer schon während des Studiums beim Anatomen Wilhelm von Möllendorff in Freiburg angefertigten Dissertation promoviert.

Hans Krebs betonte oft, wie vorteilhaft und für die Erweiterung des Gesichtsfeldes entscheidend es war, daß man in jener Zeit die Universitäten so leicht wechseln und sich durch viele große Persönlichkeiten unter den Professoren prägen lassen konnte. Für die zukünftige Entwicklung des Wissenschaftlers und den Erfolg seiner Forschung aber hielt er die Wahl des eigentlichen Lehrers, der vom Schüler als Meister respektiert und verehrt wird, von dem er die Methodik des Forschens lernt und der ihm Vorbild ist und bleibt, für das Entscheidendste. Diese zweifellos richtige Meinung hat er den deutschen Universitäten und Studenten in der Zeit der Krisen in den sechziger Jahren wiederholt nahezubringen versucht.

Hans Krebs fand seinen Lehrer in Otto Warburg am Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie in Berlin-Dahlem, bei dem er vier Jahre (1926–1930) Assistent war, und dessen Leben und Wirken er vor wenigen Jahren (gemeinsam mit Roswitha Schmid) in einer inzwischen weit verbreiteten – 1981 ins Englische übersetzten – Biographie dargestellt hat. Von Otto Warburg hat Krebs gelernt, bedeutende und lösbare Probleme zu sehen und originelle Methoden zu ihrer Lösung zu finden.

Beider Hauptlebensarbeit war der Enträtselung fundamentaler Stoffwechselfvorgänge gewidmet. Bekanntlich wird die für die Lebensvorgänge benötigte Energie vorzugsweise durch die Verbrennung sehr verschiedener, der Nahrung entstammender Substrate zu Wasser und Kohlendioxid gewonnen. Warburg hatte erkannt, auf welche Weise die Bildung von Wasser aus dem Wasserstoff der Substrate und dem Sauerstoff der Atmung in der sogenannten »Atmungskette« vor sich geht. Krebs enträtselte jene Prozesse, die zur Bildung der Kohlensäure, des anderen Endproduktes des oxidativen Stoffwechsels, führen. Er hat uns auch verstehen gelehrt, auf welche Weise das Ammoniak, ein giftiges Endprodukt des Eiweißstoff-

wechsels und des Abbaus anderer Stickstoff enthaltender Substrate, durch Überführung in Harnstoff oder Harnsäure entgiftet und ausgeschieden wird.

Bei der Analyse solcher fundamentaler Stoffwechselprozesse entdeckte Hans Krebs, daß die Natur bei deren Ablauf Kreisprozesse, sogenannte »Stoffwechselzyklen« bevorzugt. Darin liegt – neben einer großen Vielzahl neuer Erkenntnisse, die man ihm verdankt – seine größte Entdeckung. Auf ihre Betrachtung wollen wir uns beschränken.

Bei einem »Stoffwechselzyklus« reagiert die zu verändernde Substanz zunächst mit einem niedermolekularen Akzeptormolekül; aus beiden wird eine neue Verbindung synthetisiert, die dann in mehreren Schritten unter Abgabe der angestrebten Endprodukte eines Abbaus oder einer Synthese wieder zum Akzeptor-Ausgangsmolekül wird, mit dem dann der Zyklus neu beginnen kann.

Nach diesem Prinzip erfolgt z. B. die Verbrennung von Essigsäure, einem Durchgangsprodukt des Abbaus von Fetten, Kohlenhydraten und Eiweißstoffen zu Kohlensäure und Wasser: Essigsäure enthält zwei Kohlenstoff-Atome und vier Wasserstoffatome, aus denen zwei Moleküle Kohlensäure und zwei Moleküle Wasser unter Energiegewinn entstehen müssen.

Dazu wird die zwei Kohlenstoff-Atome enthaltende Essigsäure zunächst an ein vier Kohlenstoff-Atome großes Akzeptormolekül (die sogenannte Oxalessigsäure) gebunden; es entsteht Zitronensäure. Diese nun sechs Kohlenstoff-Atome enthaltende Säure wird dann stufenweise unter Abgabe von Kohlensäure und Wasser über sechs Zwischenprodukte wieder in das Akzeptor-Ausgangsmolekül mit vier Kohlenstoff-Atomen, die Oxalessigsäure, zurückverwandelt, mit der der Zyklus neu beginnen kann. Dieser »Zitronensäure-Zyklus« wurde zu Ehren von Krebs auch als »Krebs-Zyklus« bezeichnet. Nach ähnlichem Prinzip eines zyklischen Geschehens verläuft auch die Bildung von Harnstoff aus Ammoniak und Kohlensäure, also ein synthetischer Prozeß; die Enträtselung der Harnstoffbildung im »Harnstoffzyklus« war die erste große Leistung, die den Namen Hans Krebs in der Welt bekanntmachte.

Das war 1932. Inzwischen war er von Berlin-Dahlem über einen kurzen Aufenthalt am Städtischen Krankenhaus Altona bei Leo Lichtwitz nach Freiburg übersiedelt, wo er von 1931 bis 1933 Assistent bei Siegfried Thannhauser an der Medizinischen Universitätsklinik war und sich 1932 habilitierte.

Der erste Ruhm von Hans Krebs fiel in die Zeit der ersten Untaten des Nationalsozialismus. Anfang April 1933 wurde Hans Krebs zur »Aufrechterhaltung der Sicherheit und Ordnung« von seinem Dienst »beurlaubt«; seine endgültige Entlassung auf Grund des »Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« erfolgte am 15. Juli 1933 durch einen Brief des Freiburger Rektors. Der große britische Biochemiker und damalige Präsident der Royal Society, Sir Frederick G. Hopkins, der in einer Ansprache vor der Royal Society schon 1932 auf die Bedeutung der Arbeiten des jungen deutschen Biochemikers hingewiesen hatte, lud Krebs ein, zu ihm nach Cambridge überzusiedeln. Dieser großzügigen und schnellen Einladung folgte Krebs, der am 10. Juni 1933 Deutschland und seine deutschen Kollegen tief erschreckt und enttäuscht verließ und seitdem in England gelebt und dort eine neue Heimat gefunden hat.

1935 wurde er Dozent für Pharmakologie, 1945 Professor für Biochemie an der Universität Sheffield. 1939 wurde er britischer Staatsbürger und 1954 Whitley Professor für Biochemie und Fellow des Trinity College in Oxford. Nach seiner Emeritierung (1967) konnte er seine Forschungen und Vorlesungen in Oxford fortsetzen als Leiter des Metabolic Research Laboratory in der Radcliffe Infirmary und als Gastprofessor an der Royal Free Hospital Medical School.

Nach dem Kriege erneuerte der in der gesamten wissenschaftlichen Welt vielfach Geehrte – 1953 erhielt er den Nobelpreis für Physiologie und Medizin – die einst freundschaftlichen Beziehungen zu seinen deutschen Kollegen, die – davon abgesehen, daß man ihm erlaubte, 1933 einen Großteil seiner für die Fortführung seiner Forschungen ganz unentbehrlichen Laboratoriums-Ausrüstung, die mit Mitteln der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft und der

Rockefeller-Stiftung angeschafft worden war, unbehindert nach England mitzunehmen – gar nichts für ihn tun konnten und auch nichts zu tun wußten außer dem Bewahren ihrer freundschaftlichen Gesinnung und eines immer größer werdenden Respekts.

Hans Krebs erneuerte selbst alte und schloß neue Freundschaften, nachdem er ab 1949 wieder regelmäßig nach Deutschland kam; hatte er doch schon früher in England freimütig bekundet, daß nach seiner Meinung kein Unterschied bestehe zwischen dem Haß auf alle Juden und einem Haß auf alle Deutschen! Unter Überwindung vieler Widerstände setzte er es durch, daß zum ersten Nachkriegskongreß für Physiologie und Biochemie in England auch einige deutsche Kollegen erstmals wieder eingeladen wurden.

Er folgte den Einladungen deutscher Universitäten und wissenschaftlicher Gesellschaften zu Vorträgen und Tagungen. Als Mitglied (1956) und Ehrenmitglied (1969) der Leopoldina, Deutsche Akademie der Naturforscher in Halle besuchte Hans Krebs auf Einladung von Kurt Mothes auch regelmäßig den Osten seines ehemaligen Vaterlandes. Ich erinnere mich an Vorlesungen in Halle, bei denen junge deutsche Studenten der DDR gemeinsam mit ihren Lehrern seinen wissenschaftlichen Ausführungen sowie seinen Mahnungen lauschten, aus den Erfahrungen der Vergangenheit und Gegenwart zu lernen.

Hans Krebs publizierte seit 1952 auch wieder in Deutschland, in deutscher Sprache, die er liebte. Er erhielt die Warburg-Medaille der Gesellschaft für Biologische Chemie, die Ehrenbürgerschaft seiner Geburtsstadt Hildesheim. Vier deutsche Universitäten ernannten ihn zu ihrem Ehrendoktor. Er wurde regelmäßiger Gast und Vortragender bei den Nobelpreisträger-Tagungen in Lindau ebenso wie bei den Treffen des Kapitels unseres Ordens. Sein letzter Vortrag in Halle war die Festrede zum 80. Geburtstag von Kurt Mothes (1980), und auf der Jahrestagung des Ordens Pour le mérite sprach er im gleichen Jahr Gedenkworte auf seinen Freund Feodor Lynen.

Nach allem, was Deutschland ihm an Schmach angetan hat, erfüllt uns die vielseitige Pflege der erneuerten Beziehungen zu seinem

Geburtsland mit tiefer Dankbarkeit, und wir verneigen uns vor der Seite seines Wesens, die verzeihen und vergeben konnte.

Wir verstehen und würdigen aber auch, daß er in England seine neue Heimat sah, die er liebte und uns gegenüber begeistert rühmte. Er verherrlichte das Land, das den Heimatvertriebenen einst gastlich aufnahm, in dem er seine Lebensgefährtin fand, die ihm zwei Söhne und eine Tochter schenkte, und wo er einen wunderbaren Besitz in Iffley bei Oxford sein eigen nannte, wo er früh entwickelte botanische Interessen pflegen konnte.

Bei der Trauerfeier in der (1691 erbauten) Kapelle des Trinity College in Oxford am 26. November 1981 schmückte den schlichten Sarg nur ein Blumengebinde mit schwarz-rot-goldener Schärpe. Es war der Gruß unseres Protektors, des Präsidenten der Bundesrepublik Deutschland. Am Grabe fanden sich daneben ein Kranz der Leopoldina, Halle, und Blumen mit der blauen Schleife des Ordens *Pour le mérite*.

Möge die darin sichtbare Symbolik in dieser Gedenkstunde unsere Herzen bewegen.

#### *Bibliographische Hinweise*

Roswitha Schmid: *Hans Krebs 1900–1981*. In: *Naturwissenschaftliche Rundschau*, Jg. 35 (1982), S. 231–235.

dass.: In: *Deutsche Apothekerzeitung*, Jg. 121 (1981), S. 2874–2875.

F. Lipmann: *Hans Krebs and his metabolic cycles*. In: *Naturwissenschaftliche Rundschau*, Jg. 35 (1982), S. 228–230.

GERHARD MARCKS

18. 2. 1889 – 13. 11. 1981





Gerhard Wilczek



*Gedenkworte für*  
GERHARD MARCKS

*von*  
*Hans Wimmer*

---

Gerhard Marcks ist am 13. November 1981 im Alter von 93 Jahren in Burgbrohl in der Eifel gestorben. Seit fünfzig Jahren konnte kein Bildhauer unserer Zeit an ihm vorübergehen, ohne ihn zur Kenntnis zu nehmen. An seiner Wiege standen die Musen, er war ein schöner Mensch aus dem Norden, gerade gewachsen, mit blauen Augen in tiefen Höhlen, darüber dichtes Haar, dessen widerspenstiger Wirbel den Scheitel verweigerte. Er liebte den Strand des griechischen Meeres, das Gewitter des Himmels, den einsamen Baum und die Ackerscholle, die Ziegen und die Zikaden.

Er war vertraut mit Pallas Athene und der Eule, mit Apoll und Daphne, mit Homer und Sappho, mit Oedipus und Antigone. Hellas war seine Heimat. Die Griechen aber waren Töpfer, Töpfer sind Bildhauer, ihr Tempel ist ein Bildhauergedanke. »Unsere Gedanken sind Auslegungen der Griechischen Gedanken«, lautet sein Bekenntnis.

Gerhard Marcks wurde in den Expressionismus hineingeboren und von ihm machtvoll ergriffen. Er bildete in dieser Epoche überzeugende Werke, von denen ein großer Teil im Krieg zerstört worden ist. Mit dem Verlust zugleich überwindet er diese erste Phase seiner Entwicklung.

War bis dahin sein Schaffen überdeckt vom Expressionismus, so bricht jetzt in ihm die Orientierung an Schinkel, Schadow und Rauch durch, man könnte ihn den letzten Berliner Klassizisten nennen. Sein Interesse gilt von da an mehr und mehr der menschlichen Figur, will sagen: dem menschlichen Gewächs, seiner Vielfalt, seinem Reichtum, seinem Reiz. In immer neuen Ansätzen stürzt er sich in das Abenteuer der Figur: stehend, sitzend, liegend, hockend, kauern. Das Werkverzeichnis nennt eine unübersehbare Zahl figürlicher Kompositionen. Gerade darin ist er ein nicht ermüdender Arbeiter bis in seine letzten Lebensstage. Er prägt Tierdarstellungen voll warmer Anteilnahme, den Elefanten, den Adler und die Grille.

Die ungezählten charaktvollen Holzschnitte, welche zu den schönsten der Gegenwart gehören, spendet er wie aus einem Füllhorn – beglückende Geschenke! Das Gerhard Marcks-Haus in Bremen birgt sie.

Er arbeitet wie der Vogel singt, mit Freude, Fleiß und Stetigkeit. Wie jeder Künstler muß er dennoch durch das Fegefeuer des Zweifels und disqualifiziert sich selber: multa, non multum.

Es bewegt ihn die Frage: Was ist Einfachheit? Kann ich, muß ich das Detail der Gesamtheit opfern? Oder ist es am Ende doch möglich, gar unerläßlich, den Teil so in den Griff zu bekommen, daß er das Ganze nicht nur nicht stört, sondern es erst so recht mitgestaltet?

Daß das Ganze nicht ganz sei, nicht erfüllt ohne das erfüllte Einzelne, diese Grundfrage – vielleicht in der Kunst bedeutender als irgend eine andere Frage – beschäftigt, ja bedrängt ihn mit den Jahren mehr und mehr, sie wird zur Unruhe seiner Lebensuhr, bis er endlich die Antwort findet: »Der Sinn eines Kunstwerks liegt in seiner Intensität.« Das wird jetzt der Maßstab, mit dem er alles mißt, die Alten wie die Zeitgenossen.

So lernt er von den Ägyptern, meint zeitweise, die Hethiter besäßen den Stein der Weisen, nämlich den Buchstaben A anstelle der naturgesättigten Figur, steht aber dann wieder überwältigt vor dem Giebel in Olympia – »ich kann nischt, nischt, nischt« – oder betrachtet

mit verschlossenem Mund den Romanischen Crucifixus. Dagegen bleiben ihm fremd: Brunelleschi, Ghiberti, Donatello, Michelangelo. »Leonardo hat die Kunst an die Wissenschaft verraten.« Sein ein und alles bleiben die Griechen.

Dem Sprecher dieses Nachrufs hat er zugleich mit dem Auftrag ein Muster mitgegeben: »Sag ihnen: er lebte, nahm ein Weib und starb.« Ernster Humor erwärmte schon immer sein Gemüt, und heiterer Ernst lag ihm auf der Zunge und floß ihm aus der Feder. Eines seiner letzten Worte: »Ich ließ mir genügen an dem, was ich begriffen habe. Nehmt damit fürlieb«.



CARL ORFF

10. 7. 1895 – 29. 3. 1982





*Carl Off*



*Gedenkworte für*

CARL ORFF

*von*

*György Ligeti*

---

Da György Ligeti frei gesprochen hat, liegt ein geschriebener Text nicht vor. Das von ihm Gesagte kann folgendermaßen zusammengefaßt werden:

Carl Orff war der größte Musikdramatiker unserer Zeit. Er war völlig unabhängig von jeder gängigen Richtung oder Mode. Er gehörte weder zu den Expressionisten noch zu den Neoklassikern, er steht weder in der Tradition der italienischen Oper, noch in der des Musikdramas von Wagner – Strauss – Berg. Er schuf eine eigene, völlig originelle musikdramatische Formwelt, aus einer Synthese von Sprache, Musik und Bewegung, die kein Vorbild hat, die allenfalls auf die mittelalterlichen Mysterienspiele, auf Volksstücke und – was das Musikalische betrifft – auf Monteverdis Opern zurückgeht. Er wurde 1957 schlagartig berühmt durch seine *Carmina Burana*. Es folgten parabelhafte musikalische »Volksstücke« (*Der Mond, Die Kluge*), die »bairische Komödie« *Astutuli*, das »bairische« Stück *Die Bernauerin*, die musikalische Ausdeutung von griechischen Tragödien (*Antigone* und *Oedipus, der Tyrann* von Sophokles in der Hölderlinschen Nachdichtung sowie *Prometheus* von Aischylos in alt-

griechischer Sprache). Sprache ist für Orff eine »Maskensprache« (Georgiades), etwas Statuarisches, Formelhaftes, Magisches. Orffs Musik ist orgiastisch: rhythmisch-metrische Blöcke, sowohl statisch als in riesigen Steigerungen, ergeben eine Art von artifizieller Archaik.

György Ligeti ging außerdem auf Einzelheiten der Orffschen Melodik, Harmonik, Formgliederung und Instrumentation ein und würdigte Orffs musikpädagogische Bedeutung.

KARL RITTER VON FRISCH

20. 11. 1886 – 12. 6. 1982





*K. v. Krieger*



*Gedenkworte für*  
KARL RITTER VON FRISCH

*von*  
*Hansjochem Autrum*

---

Am 12. Juni 1982 starb im Alter von 95 Jahren Professor Karl Ritter von Frisch. Dem Orden Pour le mérite gehörte er seit 1952 an, also seit der Wiederbelebung des Ordens durch Theodor Heuss.

Was hat von Frisch der Wissenschaft, was hat er uns geschenkt? Wenn Sie, Herr Bundespräsident, wenn Sie, meine Damen und Herren, an einem schönen Tag wandernd den blauen Himmel betrachten, dann erscheint er Ihnen gleichmäßig blau. Bienen aber – und wie wir heute wissen – viele Tiere, selbst Fische und Vögel erkennen am blauen Himmel ein eigentümliches Muster, und aus diesem Muster schließen sie auf den jeweiligen Stand der Sonne. Nach der Sonne als Kompaß oder, wenn sie verdeckt ist, nach dem Muster am Himmel können sich Bienen auf ihrem Flug orientieren, den ihnen von ihren Stockgenossinnen gewiesenen Weg zu nektar- oder pollenhaltigen Blüten finden.

Wie konnte von Frisch das entdecken? Er wußte weder etwas von dem den Physikern mehr als Kuriosität bekannten Muster am Himmel, noch etwas davon, daß Tiere dieses Muster sehen oder gar zum Weg-Finden benutzen.

Voraussetzung für diese Entdeckung war die innige und jahrzehnte-

lange Vertrautheit mit »seinen« Bienen. Sie war begründet auf einem unbändigen Drang, hinter die Geheimnisse der Bienensprache zu kommen.

Um verständlich zu machen, wie Karl von Frisch gerade zu dieser Entdeckung kam, muß ich seinen Weg bis dahin kurz skizzieren. Er beginnt schon in der Kindheit. Liebe zur lebenden Natur war schon dem Kind zu eigen, und sie wurde von seiner Familie gepflegt und gefördert. Anlagen und glückliche häusliche Umwelt klangen zusammen und ergänzten sich.

Die Anlagen: Sein Urgroßvater väterlicherseits war Arzt, sein Großvater und Vater waren es auch, sie alle zu ihrer Zeit als Ärzte und Organisatoren hoch anerkannt. Die »Neigung zu Forschung und Lehre stammt wohl mehr aus dem Erbgut mütterlicherseits« (von Frisch: Erinnerungen eines Biologen): Sein Großvater Franz Exner war Professor der Philosophie an der Universität Prag; dessen vier Söhne waren Universitätsprofessoren, Adolf als Romanist in Zürich und Wien, Karl als Mathematiker in Innsbruck, Sigmund als Physiologe und Franz Serafin als Physiker, beide in Wien.

Die (wissenschaftliche) Umwelt: Sein Onkel Sigmund Exner, der Physiologe, war von früher Jugend an sein Mentor. Sigmund Exners Buch über die Physiologie der Augen der Krebse und Insekten aus dem Jahr 1891 ist heute noch die Grundlage für das Gesamtgebiet der Sehphysiologie dieser Tiere; gerade in diesen Tagen wird eine englische Ausgabe vorbereitet.

Bei Karl von Frisch kam zu der Veranlagung zum rationalen Denken etwas dazu: eine tief verwurzelte Liebe zur lebendigen Natur, keine romantische Schwärmerei, sondern eine ehrfürchtige, innige Verbundenheit. Als Kind hielt Karl sich allerlei Tiere. Dem Achtjährigen gelang das »unglaubliche Kunststück« – so Konrad Lorenz – einen brasilianischen Blumenäusittich zur Stubenreinheit zu erziehen. Wodurch? Durch genaues Beobachten und liebevolles Eingehen auf die Eigenheiten, auf das Verhalten seines Freundes, und durch Dressur. Dressur sollte später eine der Methoden werden, die – zu hoher Vollkommenheit entwickelt – den Forscher seine ersten großen Erfolge erzielen ließ.

Dressur ist keineswegs eine einfache Methode. Sie erfolgreich anzuwenden, erfordert eine genaue Kenntnis des Verhaltens, und sie verlangt ein liebevolles Eingehen auf die Eigenheiten und das Erkennen der möglichen und freiwilligen Leistungen. Das gilt für jede Dressur, sei es beim Tier oder beim Menschen, etwa in der Schule.

Mit Hilfe der Dressur auf Farben – Belohnung war Futter: Liebe geht durch den Magen – wies von Frisch nach, daß Fische und Bienen Farben sehen können. Das stand im Gegensatz zu der damals auch von berühmten Kapazitäten vertretenen Meinung, Fische und erst recht Insekten seien farbenblind. Von Frisch hat gegen seine Widersacher Recht behalten. Das Entscheidende war: Den auf eine bestimmte Farbe dressierten Tieren gab von Frisch im kritischen Versuch neben der Farbe alle Helligkeitsstufen zwischen tiefem Schwarz und hellstem Weiß zur Wahl. Farbtüchtige verwechseln die Farbe mit keiner Helligkeit, wie es bei einem total Farbenblinden der Fall sein müßte.

Diese Arbeiten liegen nun 70 Jahre zurück. Es war ein Anfang. Unzählige Untersuchungen über Farbtüchtigkeit, über die physiologischen, biochemischen, feinstrukturellen und zentralnervösen Grundlagen folgten oder sind durch diese Arbeiten angeregt worden, bei seinen Schülern und bei zahlreichen Forschern in aller Welt. Auf der Grundlage seiner Ergebnisse wurde dann 1962 in München für die Bienen und in den USA für den Menschen die über 200 Jahre alte Hypothese – meist nach Young und Helmholtz benannt – experimentell bewiesen, daß es tatsächlich im Auge des Menschen und der Bienen drei verschiedene farbempfindliche Arten von Sehzellen gibt, auf deren Zusammenwirken das Farbsehen beruht. Mit diesem im Grunde einfachen Prinzip können wir Menschen etwa eine Million Farbnuancen unterscheiden. Was von Frisch und seine Schüler entdeckt haben, war also ein allgemeines Gesetz.

Der zuletzt genannte Nachweis der spektralen Empfindlichkeit einzelner, mikroskopisch kleiner Sehzellen erforderte große und komplizierte Apparaturen. Sie waren von Frisch fremd. Zur Entdeckung

der Orientierung nach dem Polarisationsmuster durch die Bienen brauchte er eine Bienenwabe, ein Zelt und ein Ofenrohr.

Von der Untersuchung des Farbensehens kam von Frisch konsequent zur Analyse des Geruchssinnes mit analogen Methoden. Blüten sind nicht nur bunt, sie duften auch. All das gab weitere Rätsel auf: Wie teilen Bienen, die an einer Stelle reichlich Tracht gefunden haben, das im Stock anderen Bienen mit? Wie rekrutieren sie weitere Bienen, die Quelle nun auszubeuten? Oder anders: Wie sprechen sie miteinander? Weiter: Blüten öffnen sich zu bestimmten Tageszeiten; gibt es eine Art Zeitsinn, eine Uhr?

1920 erschien die erste Veröffentlichung über die Sprache der Bienen; sie war knappe 4 Seiten lang. 45 Jahre später umfaßte die eingehende Darstellung der »Tanzsprache und Orientierung der Bienen« (Springer, 1965) über 500 Seiten, fast ausschließlich Ergebnisse eigener Forschung und seiner Schüler. Nur wer jemals versucht hat, eine noch unbekannte Sprache zu entziffern, kann ermes- sen, wieviel Objektivität, wieviel Distanz einerseits und liebevolle Hinwendung andererseits, wieviel Beharrlichkeit und Muße dazu gehören, in die Deutung und das Wesen einer ganz und gar fremden Sprache einzudringen.

Können Fische hören? Auch diese Frage wurde in einer Veröffentlichung aus dem Jahr 1923 bejahend beantwortet. Sie trägt den schlichten Titel »Ein Zwergwels, der kommt, wenn man ihm pfeift« (Biol. Zentralbl. 43: 439–446). Aus diesem schlichten Ansatz wurde 60 Jahre später ein Buch von 600 Seiten, in dem 32 Experten die einzelnen Kapitel bearbeitet haben (Tavolga, W.N., Popper, A.N., Fay, R.R.: »Hearing and sound communication in fishes«. Berlin / Heidelberg / New York 1981).

Bei seinen Versuchen über das Hören der Elritzen entdeckte von Frisch noch eine ganz andere Art der Verständigung zwischen den Angehörigen eines Elritzenschwarmes: Fing er aus dem Schwarm ein Tier heraus und fügte ihm einen unscheinbaren, harmlosen Nadelstich zu, um es damit und mit dem gekennzeichneten Individuum zugleich den Schwarm wiederzuerkennen, dann reagierte der ganze Schwarm mit panischem Schrecken, verließ die Stelle, wo das ganz

unwesentlich verletzte Tier wieder zum Schwarm gesetzt wurde, und kam erst nach Tagen ängstlich sichernd zurück. Was war da geschehen? Aus dem verletzten Hautstückchen war eine chemische Substanz frei geworden, die noch in größter Verdünnung mit dem Geruchsorgan wahrgenommen, den ganzen Schwarm warnte: Hier ist ein Mitglied des Schwarmes von einem Feind verletzt worden; und solche Stellen muß man meiden.

All das ist nur eine Skizze einiger Ergebnisse dieses unermüdlichen Forscherlebens. Noch einmal sei betont, es sind die Früchte der Liebe zur und der Ehrfurcht vor der erhabenen, geheimnisvollen, unerschöpflichen Natur, und eines kritischen Verstandes. Es ist rationale Erkenntnis, geboren aus Verehrung und Andacht. Liebevoller Verehrung wird vertieft durch das Eindringen in ihre Geheimnisse. Sie offenzulegen, hinter sie zu kommen, entweiht die Natur nicht, sondern öffnet uns den Blick für ihre wahre Unerschöpflichkeit. Von Frisch sagt das viel besser: »Man trifft unter den Naturforschern solche, die überzeugt sind, daß sie – oder kommende Generationen – das Leben bis in seine letzten Hintergründe verstehen werden, wenn sie nur weiter forschen wie bisher. Sie sind zu bedauern. Denn sie kennen nicht das Gefühl tiefer Andacht vor dem, was ewig unbegreiflich sein wird« (»Tiere als Baumeister«, Stuttgart 1974, S. 295). Daß diese Ehrfurcht und Andacht vor dem Unbegreiflichen der lebendigen Natur notwendig, daß sie für unsere Existenz unentbehrlich ist, haben viele unter uns erst heute begriffen. Es klingt wie armseliger Aberwitz, wenn wir sie durch das banale Wort Umweltschutz zu ersetzen versuchen.



ANDRÉ JEAN FESTUGIÈRE

15. 3. 1898 – 13. 8. 1982





*Jr. A. J. Festugière*



*Gedenkworte für*  
ANDRÉ JEAN FESTUGIÈRE

*von*  
*Karl Rahner*

---

André Jean Festugière wurde am 15. 3. 1898 in Paris geboren; er machte seine Gymnasialstudien während des ersten Weltkrieges in Paris, besuchte ebenda von 1918 an die École Normale Supérieure und dann von 1920–1922 die École Française in Rom und Athen. 1924 trat er in den Dominikanerorden ein und wurde 1930 zum Priester geweiht. Er war dann ein Jahr in Jerusalem, wurde 1937 Docteur ès lettres an der Sorbonne. Von 1940 an beginnt dann seine eigentliche Lehrtätigkeit: am Institut Catholique von Paris und seit 1943 als Directeur d'études à l'École des hautes études de Paris bis 1968. Sein Lehrauftrag war die griechische Religionsgeschichte in der hellenistischen und römischen Epoche. Er hielt Gastvorlesungen an den Universitäten Oxford, Lund, Uppsala, Basel, Leyden, München, Madrid, London, Bonn, Rom; er war außerordentlicher Professor an der Universität Berkeley in Kalifornien. 1952 wurde er Mitglied der Britischen Akademie und war ebenso Mitglied der Königlichen Akademie von Oslo und von Lund, der Akademien von München und Wien, der Gesellschaft der hellenistischen Studien in London und der amerikanischen Gesellschaft für Wissenschaften und Künste, Ritter der französischen Ehrenlegion. 1963 wurde er

Mitglied des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste. Er war ein unerbittlicher Arbeiter in der Wissenschaft mit einem Ertrag von 70 Büchern und 175 Aufsätzen, ohne die Buchbesprechungen, die Vorlesungen und die Vorträge an den verschiedenen Universitäten Europas und Amerikas zu zählen. André Jean Festugière starb am 13. August 1982 in Saint-Dizier.

Wir können hier seine großen religionsgeschichtlichen Werke und Editionen nicht aufzählen. Sie haben (teilweise hintereinander) eine doppelte Thematik. Zunächst einmal die Religiosität der Spätantike bis in die christliche Zeit hinein, die Festugière mit größter innerer Anteilnahme und tiefem Verständnis erforschte und darstellte. Und dann war für ihn besonders in späteren Jahren das östliche Mönchtum in einer zweibändigen Darstellung und in einer Ausgabe der *Historia Monachorum* ein bevorzugter Gegenstand seiner wissenschaftlichen Arbeit.

Weil wir hier unmöglich seine Arbeiten über »Das religiöse Ideal der Griechen und das Evangelium«, über »Sokrates«, über die »Griechisch-Römische Welt zur Zeit Christi«, über »Hermes Trismegistos« (in 4 Bänden mit ungefähr 1700 Seiten), über das »Heidnische und christliche Antiochien«, die 8 Bände der »Übersetzung von Kommentaren des Proklos« usw. würdigen können, so möchte ich lieber drei kleine Anekdoten erzählen, die den großen Gelehrten charakterisieren, der zugleich ein großer Humanist und ein großer Christ war.

Im letzten seiner Werke zitiert er für sich das Wort Solons: »Ich altere, aber ich lerne noch immer viel dazu.« Als er in seine letzten Ferien fuhr und man ihn fragte, was für ein Buch man ihm einpacken solle, sagte er: »Den ganzen Sophokles; ich muß ihn wieder einmal lesen.« Wenige Jahre vor seinem Tod schrieb er für sich eine Betrachtung über das Gleichnis Jesu vom Sämann auf. Darin sagt er, ohne darum seine großen Ideale aus der griechischen Antike zu verraten, daß die Wahrheit der Griechen doch nicht verwechselt werden dürfe mit der Wahrheit Christi und seines Evangeliums. Aber alles in allem: Enzo Luchesi hat doch recht, wenn er sagt, bei Festugière war die Fülle des christlichen Humanismus zu finden.

REDE VON  
HELMUT COING



## HELMUT GOING

### DAS RECHT ALS ELEMENT DER EUROPÄISCHEN KULTUR

---

Wenn von europäischer Kultur die Rede ist, denkt man wohl in erster Linie an Philosophie und Literatur, an die bildenden Künste, an Wissenschaft und Technik. Die sehr technische Disziplin des Rechts wird in diesem Zusammenhang kaum oder doch erst in letzter Linie genannt werden – und doch liegt m. E. in der Entwicklung ihres Rechts eine der besonderen Leistungen der europäischen Völker. Eine Leistung – die den Charakter des europäischen Geistes, der Einstellung der Europäer zum Leben m. E. in sehr charakteristischer Weise widerspiegelt. Diese Auffassung möchte ich in den folgenden Darlegungen etwas näher ausführen und begründen.

#### I

1. Freilich stellt sich hier sogleich die Frage: Gibt es denn überhaupt so etwas wie ein europäisches Recht? Ist nicht das Recht in Europa eine rein nationale Erscheinung, in der Sprache der Romantik ein Ausdruck des »Volksgeistes«, des Genies der einzelnen Nationen?

In der Tat hat sich die Entwicklung des Rechts in Europa nicht einheitlich, sondern zunächst in hunderten von einzelnen Territo-

rien und Städten vollzogen; seit dem 19. Jahrhundert stellt es sich in den unterschiedlichen Rechtssystemen der einzelnen europäischen Nationen dar.

Trotzdem gibt es eine Reihe von Faktoren, die uns berechtigen, von europäischer Rechtskultur zu sprechen.

Da sind zuerst die beiden großen Traditionen zu nennen, auf welche unsere Kultur sich gründet: die Antike und das Christentum. Die Antike wird im Bereich des Rechts durch die große Rechtssammlung des byzantinischen Kaisers Justinian aus dem 6. Jahrhundert nach Christus repräsentiert, welche die Ergebnisse der römischen Rechtsentwicklung zusammenfaßt: das später sogenannte *Corpus Iuris Civilis*; das Christentum durch die große Rechtssammlung der lateinischen Kirche des Mittelalters, das *Corpus Iuris Canonici*.

Zu diesen großen Sammlungen treten gewisse Rechtsschöpfungen im weltlichen Recht des Mittelalters, vor allem im *Lehnrecht*.

Gemeineuropäisch ist sodann im Bereich des Rechts die Wirkung der Aufklärung gewesen.

Schließlich wurden im 19. Jahrhundert die europäischen Völker mit den Ordnungsproblemen konfrontiert, welche die Industrialisierung mit sich brachte. Die Antwort, die sie fanden, war das moderne Wirtschafts-, Arbeits- und Sozialrecht.

2. Lassen Sie mich kurz auf diese einzelnen Entwicklungen eingehen.

(1) Die Entwicklung einer höheren, von der Wissenschaft getragenen Rechtskultur ist in Europa verknüpft mit der sogenannten »Renaissance of the 12<sup>th</sup> century«, jener Umbruchepoche, in der die europäischen Länder – soweit sie zur lateinischen Kirche gehören – sich in einer großartigen geistigen Anstrengung ein neues wissenschaftliches Weltbild schaffen. Dies geschieht bekanntlich durch eine erneute Hinwendung zu der als vorbildlich empfundenen Kultur der Antike, die später vor allem durch die Rezeption der Lehren des Aristoteles charakterisiert werden kann.

Für die Rechtskultur in Europa bedeutet dieser Aufschwung zweier-

lei: die wissenschaftliche Wiederentdeckung des römischen Rechts der Antike und die Ausbildung der großen Sammlungen des kanonischen Rechts der Reformpäpste.

Die Wiederentdeckung des römischen Rechts hängt aufs engste mit der Entwicklung der Universitäten zusammen, die eine Schöpfung des europäischen Mittelalters sind. Das Zentrum der juristischen Studien war Bologna. Hier wurde die große Rechtssammlung des oströmischen Kaisers Justinian aus dem 6. Jahrhundert zur Grundlage der juristischen Studien gemacht. Bologna aber wurde entscheidend für alle juristischen Fakultäten, die im weiteren Verlauf der mittelalterlichen Epoche gegründet worden sind, und dies waren etwa sechzig. Von Neapel und Salamanca im Süden bis zu Uppsala und Kopenhagen im Norden, von Oxford und Cambridge und den schottischen Universitäten wie Aberdeen im Westen bis zu Krakau und Wien im Osten befolgten die juristischen Fakultäten im wesentlichen den gleichen Studienplan und gründeten die juristische Ausbildung auf das römische Recht. So entstand in Europa ein einheitlich ausgebildeter Juristenstand.

Diese neue soziologische Gruppe begann dann, das Recht, das sie an der Universität gelernt hatte, auch in der Praxis anzuwenden. So entstand der Vorgang der sogenannten Rezeption des römischen Rechts, dessen Ergebnis die – freilich subsidiäre – Geltung des antiken römischen Rechts im kontinentalen Europa gewesen ist. Freilich ist dieser Rezeptionsprozeß eine lange Entwicklung gewesen. Er beginnt in Norditalien und Südfrankreich im 12. Jahrhundert, erreicht das übrige Frankreich und die Pyrenäenhalbinsel im 13., Deutschland im 14. und schließlich Schottland und Schweden im 16. und sogar 17. Jahrhundert. Räumlich erreicht er alle Länder des Kontinents, soweit sie zur lateinischen Kirche gehört haben, mit Ausnahme von England, das schon früh ein eigenes Recht an den königlichen Gerichten ausgebildet hatte, das schon zu hoch entwickelt war, als daß es durch das römische Recht noch hätte verdrängt werden können.

Bildete das römische Recht das eine große juristische Corpus des Mittelalters, so wurde das andere durch das sogenannte *Corpus Iuris*

*Canonici* gebildet. Dieses beruht auf einer Sammlung altkirchlicher Rechtssätze, vor allem aber auf der Gesetzgebung der Päpste des 12. bis 14. Jahrhunderts. Es ist ähnlich wie das *Corpus Iuris* Justinians keine Kodifikation im modernen Sinne, sondern eher eine Sammlung von rechtlichen Materialien aus verschiedenen Epochen. Dieses Recht der Kirche wurde ebenso wie das römische Recht in den Unterricht der juristischen Fakultäten des Mittelalters aufgenommen und zugleich mit ihm rezipiert. Römisches und kanonisches Recht bilden das *Ius utrumque*, das *Ius commune* des europäischen Mittelalters.

Dieses *Ius commune* und die ihm gewidmete Wissenschaft ist also ein Bestandteil dessen, was man die lateinische Kultur des Mittelalters genannt hat. Sein Bereich ist derjenige der lateinischen Kirche. Es beherrscht nur diejenigen Länder, in denen das Lateinische die Sprache der Wissenschaft gewesen ist. Die osteuropäischen Länder jenseits der Grenzen von Italien, Ungarn und Polen bilden einen anderen Bereich, der zwar auf den gleichen Grundlagen, nämlich dem römischen Recht und dem Christentum beruht, der aber zur griechischen Kultur von Byzanz und nicht zum Westen gehört. Wenn wir hier von Europa sprechen, so ist also dieser engere Bereich von Europa gemeint.

(2) Das *Ius commune* hat den europäischen Kontinent bis weit in das 18. Jahrhundert hinein beherrscht. Eine neue Entwicklung beginnt mit der Aufklärung. Das Rechtsdenken dieser Zeit hat seinen Ausdruck in dem sogenannten rationalistischen Naturrecht gefunden. Der Gedanke des Naturrechts selbst ist sehr viel älter; aber die Aufklärung hat ihm eine neue Form gegeben. Sie entwickelt ein grundsätzlich neues Modell der Gesellschaft, und sie beginnt – und dies ist das Entscheidende – aufgrund dieses Modells die bestehenden politischen und rechtlichen Zustände zu kritisieren und sie zu verändern. Sie entwickelt zugleich in einem neuen Wissenschaftszweig, der Wissenschaft von der Gesetzgebung, eine neue Form des Rechts, die große zusammenfassende Kodifikation. In unserem Zusammenhang ist entscheidend, daß die neuen juristischen Ideen der Aufklärung wiederum in einer wissenschaftlichen und rechtspoliti-

schen Diskussion entwickelt werden, die sich über ganz Europa erstrecken.

Nicht nur kontinentale Denker, sondern ebenso Engländer und Schotten nehmen daran teil. Ich erwähne etwa Locke und Cumberland. Das Ergebnis sind die großen Erklärungen der Menschen- und Bürgerrechte, die von Virginia 1776 und die französische von 1790 und ebenso die großen Kodifikationen, in denen das positive Recht zusammengefaßt wird. Ich erwähne den Prototyp, den *Code Civil* der Franzosen, das österreichische *ABGB*.

(3) Die Umgestaltung von Staat und Gesellschaft, die aus diesen Gesetzgebungen hervorgeht, ist dann eine Voraussetzung für die Entwicklung der Marktwirtschaft und der Industrialisierung in den europäischen Ländern gewesen. Diese Entwicklungen haben zahlreiche neue gesetzgeberische Probleme hervorgerufen. Es mußten neue Organisationsformen für Unternehmen gefunden, Kapitalmarkt und Agrarkredit neu organisiert werden und ein Arbeitsrecht geschaffen werden. Diese Probleme sind im 19. und in unserem Jahrhundert durch nationale Gesetze gelöst worden. Man muß aber dabei hervorheben, daß diese nationalen Gesetze wiederum erwachsen sind aus einer Diskussion, die über die Grenzen der einzelnen Nation hinausgriff und europäisch geführt wurde. Das 19. Jahrhundert bedeutet den Beginn der Rechtsvergleichung in Europa und diese Rechtsvergleichung, welche die Lösungen, die die Probleme der Zeit in anderen Ländern gefunden hatten, studierte, ist die Grundlage der Gesetzgebung in diesen Feldern gewesen und übrigens geblieben.

Da Großbritannien im 19. Jahrhundert das erste Land war, in dem sich die Industrialisierung durchgesetzt hat, sind vor allem von dort Anregungen ausgegangen, wie es überhaupt seit dem 18. Jahrhundert eine breite Rezeption englischer juristischer und politischer Ideen auf dem Kontinent gegeben hat. Man kann eine breite Rezeption englischer Rechtsideen im 19. Jahrhundert auf dem Kontinent konstatieren.

Dieser Überblick zeigt – glaube ich –, daß es berechtigt ist, von einem europäischen Recht zu sprechen. So vielfache Unterschiede

im Detail in den nationalen Rechten existieren, so einheitlich sind doch die Grundlagen, und gerade dies muß uns in unserem Problemzusammenhang interessieren.

## II

Lassen Sie mich nun versuchen, die Besonderheiten des europäischen Rechts herauszuarbeiten. Dabei möchte ich seine Stellung im Rahmen der Gesamtkultur und seinen Inhalt getrennt betrachten.

1. Was das erste angeht, so muß vor allem hervorgehoben werden, daß das Recht in Europa sich als ein besonderer Bereich der Kultur entwickelt hat. Dies bedeutet insbesondere, daß die Entwicklung des Rechts in unserer Kultur weitgehend unabhängig gegenüber der Religion und in gewissen Grenzen auch gegenüber der Ethik gewesen ist. Hervorzuheben ist zum Beispiel, daß in der mittelalterlichen Kirche sich eine Trennung von Theologie und kirchlichem Recht durchgesetzt hat. Theologie und kanonisches Recht waren zwei verschiedene wissenschaftliche Disziplinen, gelehrt in verschiedenen Fakultäten. In dieser Unabhängigkeit des Rechts gegenüber der Religion und der Theologie liegt ein entscheidender Unterschied der Rechtsentwicklung in Europa von derjenigen in der islamischen Kultur. In dieser sind die Rechtsnormen unmittelbar aus den heiligen Schriften, aus dem Koran und den Entscheidungen des Propheten, der Sunna, abgeleitet. Zwar haben sich in verschiedenen personellen und geographischen Bereichen verschiedene Rechtsschulen gebildet, aber in allen werden auch die einzelnen juristischen Sätze als Folgerungen aus den heiligen Schriften abgeleitet.

»In der klassischen Theorie des Islam ist Recht der offenbarte Wille Gottes, ein System, das von Gott erlassen ist, das *vor* und nicht *durch* den muselmanischen Staat existiert« (Coulson). Die Aufgabe des Juristen ist, die Gebote Gottes zu entdecken und auszulegen. Damit ist für das Recht zwar eine feste Grundlage gewonnen, aber es ergibt sich auch eine außerordentliche Starrheit. Das Werk der großen

islamischen Rechtsschulen war schon im Mittelalter, etwa um 1100, abgeschlossen. Seitdem waren grundsätzliche Änderungen nicht mehr möglich, und es ist bekannt, welche große Schwierigkeiten dieser Umstand der Modernisierung der islamischen Staaten entgegensetzt. Dies war einer der Gründe, weswegen der große Reorganisator der Türkei, Atatürk, auf einer strikten Trennung von Religion und Staat bestanden hat. In anderen islamischen Ländern hat man einen Ausweg dadurch gesucht, daß man es für zulässig erklärte, eine Auswahl aus den Ergebnissen der verschiedenen Rechtsschulen zu treffen.

Demgegenüber hat das Recht in Europa seine durchaus eigenständige Entwicklung genommen. Natürlich gibt es inhaltliche Einflüsse von religiösen Lehren. Ich brauche nur an das Eherecht oder – im Bereich des Vermögensrechts – an die Bekämpfung des Wuchers zu erinnern. Ebenso sind Gebote der Sittlichkeit als Grenze des Zulässigen im Vertragsrecht stets beachtet worden. Aber es haben sich in unserer Kultur nie Bestrebungen durchgesetzt, die es auch gegeben hat, das positive Recht in seiner Gesamtheit aus den religiösen Quellen, etwa aus der Bibel, aus dem Alten Testament, abzuleiten. So hatte das Recht einen weiten Spielraum für eine freie Entwicklung. Man kann diesen Zustand am besten in der Lehre von Naturrecht und positivem Recht erfassen. Das Naturrecht gibt einige große, allgemeine Prinzipien, aber die Regelung im einzelnen bleibt dem positiven Recht überlassen.

2. In dieser relativen Unabhängigkeit konnte sich das Recht in der europäischen Kultur nach eigenen Gesetzen entwickeln. Es konnte *rational* und *empirisch* fortgebildet werden. Empirisch durch Aufnahme der gesellschaftlichen Sachverhalte, für die ordnende Regeln gefunden werden mußten; rational durch deren Analyse im Lichte von Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit. Aufgrund solcher Analysen konnte dann entweder aus dem traditionellen Bestande an Regeln oder durch neue Bestimmungen eine Ordnung gefunden werden.

Als unabhängige Disziplin hat die Rechtswissenschaft ferner die

allgemeine Entwicklung des wissenschaftlichen Denkens mitmachen können. Begründet als Zweig der Scholastik hat sie später die philologischen und historischen Anregungen der Humanisten, das deduktive Denken des Cartesianismus und im 19. Jahrhundert Anregungen aus dem historischen und soziologischen Denken aufnehmen können. Eine solche Beweglichkeit wäre in einem System wie dem der islamischen Rechtswissenschaft nicht möglich gewesen.

### III

Ich wende mich nun zur inhaltlichen Eigenart des europäischen Rechtes.

1. Hier scheint es mir zunächst entscheidend, daß unsere Rechtsentwicklung durch Jahrhunderte vom Privatrecht geprägt worden ist. Das Privatrecht ist das Recht, das die Beziehungen der einzelnen in dem persönlichen und im ökonomischen Bereich zum Gegenstand hat. Schlagwortartig handelt es sich um das Eigentum, um Verträge und um die Gestaltung der Familie. In diesem Privatrecht treten nun zwei Elemente besonders hervor, auf die ich etwas eingehen möchte. Das subjektive Recht und eine minutiöse Ausgestaltung des Vertragsrechts.

2. Ich wende mich zunächst zum subjektiven Recht.

Es ist schon ein Zug des antiken römischen Rechts, daß es die Rechtsposition des Einzelnen im Konflikt mit den Interessen anderer, also die prozessuale Situation, scharf herausarbeitet. Nicht zu Unrecht hat man gesagt, der römische Jurist denkt in »Aktionen«, d. h. in der Situation von Kläger und Beklagtem; er fragt sich, was kann der Rechtsträger von dem eventuellen Prozeßgegner verlangen. Bezeichnend für die römischen Juristen ist, daß sie nicht über den Begriff des Eigentums nachgedacht, wohl aber eine Klage entwickelt haben, und zwar genau in Voraussetzungen und Folgen, mit

der jemand eine Sache, die er als ihm gehörig in Anspruch nimmt, von dem herausverlangen konnte, der sie in Besitz hatte.

Das gleiche läßt sich im Vertragsrecht beobachten. Etwa beim Kauf wird scharf herausgearbeitet, was der Käufer vom Verkäufer und der Verkäufer vom Käufer verlangen kann. Es ist die Rechtsposition des Einzelnen in den verschiedenen Rechtsverhältnissen, die scharf betont und analysiert wird. Seit dem Spätmittelalter hat man hierfür den Begriff des subjektiven Rechtes entwickelt. Daß hierin eine Eigenart der Europäer sichtbar wird, zeigt sich am besten dadurch, daß eine durchaus analoge Entwicklung sich im englischen Recht, im Recht der sogenannten Writs, vollzogen hat, obwohl die englische Rechtsentwicklung weitgehend unabhängig von derjenigen auf dem Kontinent und damit vom römischen Recht verlaufen ist.

Bei alledem hat das europäische Recht die Forderungen der Vertrags- und Geschäftsmoral nicht mißachtet. Das kontinentale Recht hat die römischen Ideen von bona fides, Treu und Glauben, der Bekämpfung des Dolus, der Arglist, aufgenommen und entwickelt. Im englischen Recht ist der Billigkeit, der Aequitas, ein besonderes oberstes Gericht gewidmet, das einschlägige Regeln entwickelt hat.

3. Diese Entwicklungen finden in manchen bedeutenden anderen Kulturen keinerlei Analogon. Zunächst gibt es Kulturen, etwa die präkolumbianischen, in denen jener individualistische Akzent, den wir eben beschrieben haben, überhaupt fehlt. In anderen fehlt jedenfalls die Betonung des eigenen Rechtes. Das bedeutendste Beispiel hierfür ist China. Konfuzianische Ethik verpönt das Betonen des eigenen Rechts und dessen Geltendmachung im Prozeß. In den Gesprächen des Konfuzius, Lin Yü, heißt es: »Der Meister sprach. Im Anhören von Klagesachen bin ich nicht besser als irgendein anderer. Woran mir aber alles liegt, das ist zu bewirken, daß gar keine Klagesachen entstehen.« In der konfuzianisch geprägten Kultur des alten China wird das Prozessieren auch deswegen als unstatthaft angesehen, weil im Prozeß in der Regel die eine Partei gewinnt, die andere verliert, damit aber in die Gefahr gerät, ihr eigenes Gesicht zu verlieren. In eine solche Situation aber darf man seinen Nächsten

nicht bringen. Hier sind wir in einer gänzlich anderen Welt, und es ist bekannt, daß diese Ethik in Ostasien auch heute noch fortwirkt, etwa in Ländern wie Taiwan oder in Japan.

#### IV

Ein weiteres Moment, das die Rechtsentwicklung in der europäischen Kultur auszeichnet, ist die Begrenzung der Macht des Staates, also das, was wir Rechtsstaat, die Grundrechte, Rule of Law nennen.

1. Die römisch-kanonische Rechtstradition ist in diesem Zusammenhang allerdings ambivalent. Das Corpus Iuris ist politisch das Recht einer theokratischen, absoluten Monarchie. Es enthält den berühmten und berüchtigten Satz: »Princeps legibus solutus est.« Der Fürst ist an die Gesetze nicht gebunden. Das erste Gesetz des Codex verpflichtet alle Völker des römischen Reiches, dem Glauben des Bischofs von Rom zu folgen.

Das kanonische Recht ist natürlich geprägt von dem Gedanken der kirchlichen Einheit. Beide Rechte kennen also keine Toleranz. Der Toleranzgedanke hat erst langsam seit dem 16. Jahrhundert rechtliche Formen angenommen. Auch hier liegt ein wesentlicher Unterschied zu manchen ostasiatischen Religionen, insbesondere zum Buddhismus, die von Anfang an eine Toleranz anderer religiöser Überzeugungen gekannt haben.

Andererseits gibt es auch in der antiken Tradition freiheitliche Elemente, die auf die Ordnung des römischen Freistaates zurückgehen. Es gilt im Privatrecht der favor libertatis. Die Vermutung spricht stets für die Freiheit. Es gibt ferner die berühmte Lex »Digna Vox«, die besagt, daß es des Herrschers würdig ist, die Gesetze zu beachten. Welchen Einfluß diese Gedanken gehabt haben, ist noch wenig untersucht. Daß aber die Herrscher des Ancien Régime keineswegs absolut gewesen sind, wird immer deutlicher.

2. Die Entwicklung des Rechtsstaates und der Grundrechte gehört

aber erst der modernen Zeit an. Sie hat zwei sehr verschiedene Grundlagen: das mittelalterliche Recht, insbesondere das Lehnrecht und die Philosophie der Aufklärung. Diese doppelte Wurzel war auch den Zeitgenossen bewußt. Besonders deutlich hat sie Edmund Burke in seinen Schriften gegen die französische Revolution beschrieben:

(1) Das Mittelalter hat ganz allgemein den Herrscher als dem Recht unterworfen betrachtet.

Das Lehnrecht ist hier wichtig, weil in ihm das Verhältnis von Herrscher und Lehnsmann als Vertrag gedacht wird. Der Lehnsmann ist nicht einfach ein Untertan. Er schuldet zwar Treue, aber keineswegs unbedingt; vielmehr haben beide Parteien bestimmte Rechte und Pflichten. Der Lehnsmann braucht z. B. nicht außerhalb des Territoriums zu dienen, oder sein Lehnsdienst ist auf vierzig Tage im Jahr beschränkt. In die Rechte des Vasallen darf der Lehnsherr nur eingreifen, wenn der Spruch eines Gerichtes vorliegt, das mit Richtern gleichen Ranges besetzt ist, ein »iudicium parium«.

Auf diesem Denken beruhen berühmte alte Dokumente von Freiheitsrechten, insbesondere die englische Magna Charta von 1215. Der König sichert hier in dem berühmten Kapitel 39 zu, daß kein Freier verhaftet, verbannt oder seines Eigentums beraubt werden soll, »nisi per legale iudicium parium suorum vel per legem terrae«.

Es hat bekanntlich in anderen Ländern ähnliche Dokumente gegeben. Aber nur die englische Magna Charta hat auch in der Entwicklung des modernen Rechtsstaates eine Rolle gespielt. In ihrem Kampf mit der englischen Krone griffen die englischen Juristen im 17. Jahrhundert auf die Magna Charta zurück, und sie wurde die Grundlage für die fundamentalen Sätze der englischen Verfassung, die Freiheit vor Verhaftung durch die Habeas Corpus Akte von 1679, die Freiheit der Presse seit 1694 und als Garantie dieser Freiheiten der freie Zugang zu den Gerichten und die Unabsetzbarkeit der Richter durch den Act of Settlement von 1701. So entstand der erste Rechtsstaat auf der Grundlage historischen Rechts.

(2) Daß diese Ideen dann zum Allgemeingut europäischen Rechts-

denkens geworden und auch in anderen Ländern durchgesetzt worden sind, ist das Werk der Philosophie der Aufklärung. Sie hat ihre Grundlage in dem Gedanken der Stoa, von der Freiheit und Gleichheit aller Menschen als Brüder.

Auf dieser Grundlage wird die Theorie der Menschenrechte entwickelt. Der Engländer Locke erklärt 1690 in seinen Schriften »On Civil Government« die Sicherung der Menschenrechte als eigentliche Aufgabe des Staates, und der Franzose Montesquieu entwickelt im »Esprit des Lois« 1749 die Theorie der Gewaltenteilung, auf welcher diejenige Organisation beruht, die die Grundrechte gegenüber der politischen Gewalt durchsetzbar gemacht hat. Damit sind aus so verschiedenen Quellen die Grundlagen des modernen Verfassungsrechts geschaffen worden.

(3) Der Gedanke des Rechtsstaates und der Menschenrechte hat zu einer Umgestaltung vieler einzelner Teile unserer Rechtsordnung geführt, insbesondere des Strafrechts, des Strafprozesses, des Verwaltungsrechts.

(4) Im Rückblick läßt sich sagen, daß die Entwicklung des Rechtsstaates und der Grundrechte sozusagen die logische Konsequenz der Entwicklung der subjektiven Rechte im Privatrecht gewesen ist. Aber wir wissen alle, daß die Geschichte entgegen den Thesen Hegels nicht in logischen Prozessen verläuft. Die Durchsetzung der Grundrechte gegenüber der politischen Gewalt ist keine notwendige Folge der Anerkennung privater Rechte. Auch dies zeigt wiederum der Vergleich mit anderen Kulturen. Weder der Islam noch das alte China haben ähnliche Gedanken verwirklicht.

## V

Ich wende mich zu dem letzten Thema, zur Ordnung der industriellen Gesellschaft.

Was mir in diesem Zusammenhang als hervorhebenswert erscheint, sind die folgenden zwei Punkte:

1. Die Ordnung der industriellen Gesellschaft im 19. und in unserem Jahrhundert erfolgt auf der Grundlage eines entwickelten Privatrechts. Das System der subjektiven Privatrechte wird ausgebaut; ich erinnere nur an Begriffe wie Patentrecht, Urheberrecht usw. Auch das System der sozialen Sicherheit wird von *dem Gedanken rechtlich durchsetzbarer Ansprüche* der Arbeitnehmer beherrscht.

2. Das zweite und mir noch wichtigere Moment ist der Umstand, daß diese rechtliche Ordnung des Wirtschaftslebens der industriellen Gesellschaft auf der Grundlage der Einsichten einer anderen wissenschaftlichen Disziplin, nämlich der Nationalökonomie, erfolgt ist. Gewiß hat es immer, wohl zu allen Zeiten und in allen Kulturen, gesetzliche Anordnungen gegeben, die in das Wirtschaftsgeschehen eingegriffen haben. Was aber das neue Wirtschaftsrecht auszeichnet, wie es sich seit dem 19. Jahrhundert entwickelt hat, ist, daß seine Gesetzgebung auf den theoretischen Einsichten der nationalökonomischen Wissenschaft beruht. Ich brauche hier – um ein konkretes Beispiel zu geben – nur auf den beherrschenden Einfluß hinzuweisen, den die Theorie von Adam Smith im 19. Jahrhundert, die von Keynes in unserem ausgeübt hat.

Hier zeigt sich wieder, welche große Bedeutung die Unabhängigkeit des Rechts gegenüber Religion und Theologie in der europäischen Kulturgeschichte gehabt hat. Weil die Rechtswissenschaft unabhängig war, konnte sie offen sein für neue wissenschaftliche Erkenntnisse und auf dieser Grundlage rechtliche Reformen einleiten.

## VI

Lassen sie mich mit zwei allgemeinen Bemerkungen schließen.

1. Der Einfluß von Ideen geht immer über Menschen. Daher ist es wichtig, sich daran zu erinnern, daß in Europa seit dem Spätmittelalter die öffentlichen Dinge wie Verwaltung und Politik überwiegend in den Händen von Juristen gelegen haben, und daß seit der

Antike das Recht als das entscheidende Steuerungsmittel in Staat und Gesellschaft betrachtet worden ist.

Ganz anders liegen die Dinge in der chinesischen Hochkultur. Hier ist unter dem Einfluß des Konfuzianismus nicht das Recht als das entscheidende Mittel der Steuerung von Staat und Gesellschaft angesehen worden, sondern das persönliche Vorbild, die patriarchalische Fürsorge und die moralische Erziehung. Es heißt im Lin-Yü (II, 3), der Meister sprach: »Wenn man durch Erlasse leitet und durch Strafen ordnet, so weicht das Volk aus und hat kein Gewissen. Wenn man durch Kraft des Wesens leitet und durch Sitte ordnet, so hat das Volk Gewissen und erreicht das Gute.«

Ich verkenne nicht, daß es auch andere philosophische Schulen in China gegeben hat, so die, die in dem Buch von Shang ihren Ausdruck gefunden hat. Aber geprägt ist die alte chinesische Kultur doch von dem eben erwähnten konfuzianischen Prinzip. Dies zeigt sich am deutlichsten in der Auswahl der Beamten, die das alte China regiert haben, der Mandarine.

Gewiß mußten die Mandarine auch gewisse Rechtskenntnisse erwerben. Aber dies geschah – jedenfalls über lange Zeiträume hin – nur im Zuge späterer Fortbildung. Gegenstand der Auswahllexamen waren im wesentlichen:

- konfuzianische Philosophie
- daneben Kalligraphie
- und Poesie.

Sie waren also – allgemein ausgedrückt – ästhetisch-philosophisch bestimmt. Ich glaube, es ist keine Übertreibung zu sagen, daß eine Kultur anders aussehen wird, wenn sie von ethisch-ästhetisch gebildeten Menschen oder von Juristen geprägt wird.

2. Damit ergibt sich eine letzte Bemerkung. Sie ist das, was ein mittelalterlicher Autor eine »Limitatio« genannt hätte. Es wäre ein entscheidendes Mißverständnis, wenn Sie meine Ausführungen dahin auffassen würden, daß ich die bedeutende Rolle des Rechts in der europäischen Kultur als einen besonderen Vorzug hinstellen wollte. Niemand kennt besser als der Jurist die Schwächen eines

sozialen Systems, in dem das Recht prävaliert. Niemand weiß besser, daß das Recht nur im Rahmen von sittlich-religiösen Bindungen funktionieren kann. Niemand, der Kunst und Poesie zugewandt ist, wird dem andersartigen, aber großartigen Ansatz der chinesischen Kultur seine Hochachtung verweigern.

Worum es mir ging, war nur zu zeigen, wie tief Europa von seiner Rechtskultur geprägt ist. Das – glaube ich – ist ein wichtiger Beitrag zu unserer Selbsterkenntnis, ein Beitrag zu jenem γνῶθι σεαυτόν (Erkenne dich selbst), welches die letzte Aufgabe aller Wissenschaften – ob Geisteswissenschaft oder Naturwissenschaft – ist.

Diese Forderung der Selbsterkenntnis zu erfüllen aber scheint mir gerade heute, indem sich eine Weltordnung bildet, in der alle Völker und Kulturen zusammenleben müssen, von entscheidender Bedeutung zu sein.



AUSHÄNDIGUNG DER ORDENSZEICHEN  
AN NEUE MITGLIEDER



Übergabe der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler an

HENDRIK B. G. CASIMIR, SIR BERNARD KATZ,  
ERNST KITZINGER

bei der öffentlichen Sitzung in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn am 31. Mai 1983.

Herr PAUL sprach folgende Laudatio auf Herrn CASIMIR:

Lieber Herr Casimir!

Als ich die Aufgabe übernahm, Sie in den Orden »Pour le mérite« einzuführen, kam mir in Erinnerung, daß ich bereits zu Beginn meiner Doktorarbeit mit Ihnen, d. h. Ihren theoretisch-physikalischen Arbeiten über den Einfluß der Atomkerne auf die Lichtemission von Atomen konfrontiert wurde. Für einen jungen Experimentalphysiker, der zum ersten Mal eine quantentheoretische Arbeit las, war es eine sehr schwere Kost, und meine Hochachtung vor dem Autor war dementsprechend. So verband ich mit dem Namen Casimir die Vorstellung »van een hooggeleerde Heer«, wie man wohl in Ihrem Heimatland sagt. Als ich Sie dann nach dem Kriege in Kopenhagen bei einem der Niels Bohr-Symposien traf, stellte ich zu meiner Überraschung fest, daß Sie nur wenige Jahre älter als ich sind. Aber meine Hochachtung blieb und wuchs noch in den folgenden Jahren. Sie sind ein theoretischer Physiker ganz besonderer Universalität, geprägt durch Ihre Lehrer Paul Ehrenfest, Niels Bohr und Wolfgang

Pauli, bei denen Sie die entscheidenden Jahre Ihrer Entwicklung verbrachten.

Die Quantenmechanik hatte gerade ihre ersten spektakulären Erfolge in der Atomtheorie erzielt. So behandelten auch Ihre ersten Arbeiten Probleme der Wechselwirkung zwischen Strahlung und Materie. Schon in Ihrer Dissertation über gruppentheoretische Aspekte der Molekülrotation führten Sie ein elegantes Klassifikationsverfahren ein, das später in der Mathematik unter dem Namen *Casimir operator* eine allgemeine Bedeutung erhalten hat.

Aus dieser Zeit stammen auch die bereits erwähnten Arbeiten über die Wechselwirkung des Atomkerns mit der Elektronenhülle der Atome. Unter dem Begriff Hyperfeinstruktur der Energiespektren wurden sie die Basis für ein großes Forschungsgebiet, das jetzt weit in die Festkörperforschung, die Chemie und auch die Biologie ausstrahlt.

Nach Holland zurückgekehrt, wandten Sie sich in Leiden – durch den *genius loci* beeinflusst – der Physik tiefster Temperaturen zu. Zusammen mit C. J. Gorter behandelten Sie das Problem des supraleitenden Zustandes, das dann endgültig erst in den fünfziger Jahren gelöst wurde. Der Energietransport in Kristallen gehörte zu Ihren Forschungsthemen wie auch der Magnetismus bei sehr tiefen Temperaturen.

1942 traten Sie in das *Natuurkundig Laboratorium* des Elektrokonzerns Philips in Eindhoven ein, eines der führenden Forschungsinstitute der angewandten Naturwissenschaften. Nach wenigen Jahren wurden Sie dessen Direktor und schließlich Betreuer der Forschungsaktivitäten aller Philipslaboratorien weltweit.

Sie blieben aber theoretischer Physiker. Die lange Liste Ihrer Veröffentlichungen zeigt weiterhin Ihre Liebe zu fundamentalen Fragen der Physik, sei es die statistische Begründung des Nernstschen Wärmetheorems, die Thermodynamik irreversibler Prozesse oder die Bose-Einstein-Kondensation.

Eine Arbeit zeigt besondere Originalität: Sie konnten zeigen, daß feldtheoretische Erscheinungen wie die Fluktuation der Nullpunktsenergie des Vakuums, die letztlich eine Folge der Heisenbergschen

Unbestimmtheitsrelation ist, zu makroskopisch meßbaren Effekten führt: Zwei elektrisch neutrale Platten erfahren eine Anziehungskraft. Dieser Sachverhalt, als *Casimireffekt* bekannt, spielt in jüngster Zeit eine hilfreiche Rolle bei dem Versuch, die Kräfte innerhalb der Atomkerne zu verstehen.

Ihre Wahl in den Orden »Pour le mérite«, Herr Casimir, ist aber nicht allein durch Ihre Leistungen in der theoretischen Physik begründet, die Ihnen bereits viele Ehrungen und Auszeichnungen gebracht haben. Sie gehören zu den wenigen Persönlichkeiten, die ihr universales Wissen und die Denkweise der theoretischen Physik mit großem Erfolg der Technik vermittelt und damit die Entwicklung der modernen Technologien, vor allem auf elektronischem Gebiet, ermöglicht haben. Es ist dies eine Fähigkeit, die für die modernen Industriestaaten nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Ihre Mitgliedschaft im Orden »Pour le mérite« bildet damit auch eine Brücke zu den im Orden nur wenig vertretenen Ingenieurwissenschaften. Werner von Siemens und Carl von Linde waren bisher deren wichtigste Repräsentanten.

Wir freuen uns, daß Sie nunmehr in unseren Kreis gehören.

Herr CASIMIR dankte mit folgenden Worten:

Sehr verehrte Zuhörer,

Für seine überaus freundlichen Worte möchte ich Herrn Paul recht herzlich danken, und besonders für die Mühe, die er sich gegeben hat, vieles über mich und meine Laufbahn herauszufinden. Etwas übertrieben hat er auch. Allerdings kann ich sagen, daß ich unter sehr günstigen Verhältnissen habe studieren können. Ich habe das Glück gehabt, als junger Mann große Lehrer zu finden, und habe mit der Physik angefangen zu einer Zeit, als sie eigentlich gar nicht so schwer war. Hatte man einmal den Formalismus der neuen Quantenmechanik erlernt, dann gab es eine Fülle von Problemen, die man anfassen konnte. Physiker meiner Generation denken manchmal mit einer gewissen Wehmut an diese Zeit zurück. Jeden-

falls freut es mich, auch in diesem Kreis hervorragender Wissenschaftler und Künstler alte Bekannte getroffen zu haben, mit denen ich nicht nur neue Entwicklungen, sondern auch die alte Zeit – die für uns eine schöne Zeit war, auch wenn sie politisch eine unglückliche Zeit war – werde diskutieren können. Lieber Herr Paul, nochmals recht herzlichen Dank!

Herr REICHARDT sprach die Laudatio auf Sir BERNARD KATZ:

Sehr verehrter Sir Bernard, lieber Herr Katz,

der Bitte des Kanzlers, Sie im Orden Pour le mérite anlässlich der Übergabe des großen Ordenszeichens zu begrüßen, folge ich mit großer Freude; lernte ich Sie doch in den nahezu zwei Jahrzehnten unserer Bekanntschaft und Freundschaft als Wissenschaftler und als Menschen nicht nur hoch zu schätzen, sondern auch zu verehren. Es war im Jahre 1955, als Ihnen der britische Physiologe A. V. Hill einen Arbeitsplatz am University College in London anbot und Sie vorübergehend in sein Haus aufnahm. Darüber haben Sie einmal gesagt: »An experience that decided the future course of my career«. Oft haben Sie über A. V. Hill zu mir gesprochen, und auch heute werden Sie sicher an ihn denken, wie bei diesen besonderen Gelegenheiten Erinnerungen lebendig werden – gute, wie diese, aber leider auch ungute.

Viele von Ihnen, meine Damen und Herren, werden sehr richtig vermuten, daß für Bernard Katz die Erinnerung an die Vorgeschichte zu diesem guten Ereignis damals in London traurig und bitter ist, so wie es in der Geschichte unseres Landes eine Zeit gab, über die auch – wenn ich Ereignisse vor 1955 einbeziehe – unter anderem der Briefwechsel zwischen Einstein und Sommerfeld Zeugnis ablegt.

Bernard Katz erlitt ein ähnliches Schicksal wie Sir Hans Krebs, der vor ihm das Ordenszeichen getragen hat. Er wurde 1911 in Leipzig geboren, besuchte dort das Albert-Gymnasium, studierte Medizin an der Universität Leipzig und promovierte dort 1934. Nach England

emigriert, war er von 1935 bis 1939 Forschungsassistent für Biophysik am University College of London. Von 1939 bis 1942 arbeitete er am Sydney Hospital in Australien im Rahmen der Carnegie Foundation. 1950 kehrte Bernard Katz als Dozent an das Biophysik-Department des University College of London zurück, dessen Leitung er 1952 übernahm.

Sie, Sir Bernard, werden mir nachsehen, wenn ich Ihre wissenschaftlichen Leistungen hier nicht einzeln aufzählen und würdigen kann. Ich muß mich auf das beschränken, was in der wissenschaftlichen Welt als Ihre fundamentale Entdeckung angesehen wird: Die Aufklärung der Vorgänge, die mit der Freisetzung neuronaler Überträgerstoffe verbunden sind.

Als Sie mit Ihren Untersuchungen begannen, war aufgrund der Arbeiten von Henry Dale (der auch Mitglied dieses Ordens war) und Otto Loewi bekannt, daß die Erregung eines motorischen Nervs nicht unmittelbar auf die innervierte Muskelfaser übertragen wird. Insbesondere hatten Henry Dale und seine Mitarbeiter bewiesen, daß in der Übergangszone vom Nerv zum Muskel – der sogenannten Nerv-Muskel Synapse – eine Substanz, das Azetylcholin, freigesetzt wird, die entscheidend für die Übertragung der Erregung ist. Da dies eine allgemeine Eigenschaft sogenannter chemischer Synapsen ist, werden Substanzen wie das Azetylcholin als Überträgerstoffe oder Transmitter bezeichnet.

Sie, Sir Bernard, erkannten, daß die Aufklärung der Vorgänge, die mit der Transmitter Freisetzung verbunden sind, zu grundlegend neuen Einsichten und Erkenntnissen von allgemeiner Bedeutung führen müsse. Fundamental nicht nur im Hinblick auf die Erregungsübertragung vom motorischen Nerv auf den Muskel, sondern auch von einer auf eine andere Nervenzelle und damit allgemein für den Signaltransport im Nervensystem, sofern er an chemische Synapsen gebunden ist. Mittels einer Vielzahl von intrazellulären Ableitungs-Experimenten gelang es Ihnen, gemeinsam mit Ihrem Kollegen Paul Fatt, zu beweisen, daß der Transmitter Azetylcholin in multimolekularen Paketen in Nervenendigungen vorliegt, die bei Eintreffen einer Erregung spontan freigesetzt werden! Darüber hin-

aus konnten Sie überzeugende Evidenz dafür liefern, daß diese Pakete oder Quanten, bestehend aus mehreren tausend Molekülen, in Strukturen verpackt sind, die als synaptische Vesikel bezeichnet werden. Bei dem Prozeß der Vesikelöffnung und der Freisetzung der Transmitter-Pakete ist die Anwesenheit von Calcium ein entscheidender Faktor.

Gemeinsam mit Ihrem Kollegen Ricardo Miledi haben Sie sodann die Ereignisse studiert, die eintreten, wenn einzelne Moleküle des Azetylcholins mit Rezeptoren in der Muskelendplatte reagieren. Azetylcholin wirkt auf ein Membranprotein und öffnet einzelne Ionenkanäle, so daß Natrium in die Zelle eintreten kann. Aber wie, und auf welchem Wege, ist es möglich, diesen Vorgang als ein diskretes, molekulares Ereignis nachzuweisen? Der Nachweis gelang Ihnen indirekt, da zur Zeit als Sie diese Arbeiten durchführten, die Ableittechnik noch nicht den heutigen Stand erreicht hatte.

Für grundlegende Entdeckungen auf diesem Gebiet wurden Bernard Katz hohe wissenschaftliche Auszeichnungen zuteil. So wurde ihm im Jahre 1970 der Nobelpreis für Physiologie oder Medizin zusammen mit Ulf von Euler und Julius Axelrod verliehen.

Sie, Sir Bernard, stehen – wenn ich dieses Bild verwenden darf – auf den Schultern von Otto Loewi und Sir Henry Dale. Sie selbst haben das Feld der molekularen Synaptologie eröffnet und zugänglich gemacht. Auf ihren Schultern steht nun wiederum die nächste Forschergeneration, so auch die Göttinger Wissenschaftler Ernst Neher und Bert Sakmann.

Ihre Kenntnisse und Erfahrung haben Sie bedeutenden Wissenschafts-Organisationen zur Verfügung gestellt. Ich erwähne die Royal Society, deren Sekretär für Biologie Sie waren, und die Max-Planck-Gesellschaft, die Ihnen zu großem Dank verpflichtet ist.

Ich heiße Sie herzlichst in unserem Kreis willkommen. Es ist eine Ehre für die Mitglieder des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste, daß Sie bereit sind, einer der ihren zu werden.

Sir BERNARD KATZ erwiderte folgendes:

Herr Bundespräsident,  
Herr Ordenskanzler,  
Lieber Werner Reichardt,  
Meine Damen und Herren!

Ich bin Ihnen sehr zu Dank verbunden für diese außerordentlich hohe Ehrung. Als ich vor fast fünfzig Jahren meinen Geburtsort Leipzig verließ und nach England ging, da konnte ich mir natürlich nicht mal im Traum vorstellen, daß ich jemals in dieses erhabene Gremium eintreten würde.

Meine wissenschaftliche Ausbildung verdanke ich in erster Linie zwei Engländern, meinem verehrten Lehrer, Herrn A. V. Hill, der mich in London gastfreundlich aufnahm, und der mir viel Unvergessliches, wissenschaftlich wie auch menschlich, beigebracht hat. Der andere war mein jüngerer Freund, Alan Hodgkin, der mit seiner genialen Begabung die Wissenschaft befruchtete und einer ganzen Generation von Neurophysiologen einen neuen Weg gezeigt hat. Aber ich vergesse nicht, wieviel von meinen eigenen Grundlagen ich meinen deutschen Lehrern auf dem Albert-Gymnasium in Leipzig schulde, Herrn Hans Lamer, der uns die Wurzeln unserer Kultur in der Geschichte und Literatur von Athen und Rom aufzeigte, und Hans Leisegang, der uns ganz streng beibrachte, die deutsche Sprache, und damit alle Sprachen, als Präzisionsinstrument zu behandeln und zu respektieren.

Ich trete in Ihren Kreis als ausländisches Mitglied ein, aber ich fühle mich wie eine Art Mischling, eine Hybridisierung der zwei Mitgliederkategorien. Freundschaft und persönliches Vertrauen zwischen meinen Kollegen hier in Deutschland und mir selbst bestehen schon lange und haben sich während der letzten Jahre bei vielen Gelegenheiten verstärkt. Aber mein Eintritt in diesen hohen Orden stellt für mich und meine Angehörigen einen Höhepunkt dar, ein Ereignis, das mich zu tiefstem bewegt hat. Nochmals, vielen herzlichen Dank!

Herr CLEMEN sprach die Laudatio auf Herrn KITZINGER (in Vertretung des erkrankten KURT BITTEL):

Wir begrüßen in Ernst Kitzinger den hervorragenden Kenner der frühmittelalterlichen und byzantinischen Kunstgeschichte. Sein nicht leichter Lebensweg hat ihn nach seiner Promotion in München im Jahre 1934, wo er damals, wie auch einige von uns, bei Wilhelm Pinder und Ernst Buschor studierte, und dann nach einer fünfjährigen Tätigkeit am Britischen Museum in London an das *Center for Byzantine Studies of Dumbarton Oaks* in Washington D. C. geführt. Diesem Institut hat er bis 1967, zuletzt als Director of Studies angehört, um dann an die Harvard University berufen zu werden. Es war das große wissenschaftliche wie organisatorische Verdienst von Kitzinger, dieses Dumbarton Oaks Center zu dem wichtigsten Forschungsinstitut für byzantinische Studien auszubauen und ihm gleichzeitig durch seine grundlegenden Veröffentlichungen über spätromische, frühchristliche und byzantinische Kunst und Geschichte jene Weite der Konzeption aufzuprägen, durch welche dieses Institut, gebunden an den Namen Ernst Kitzinger, der byzantinischen Wissenschaft neue Wege und neue Einsichten erschlossen hat. Kitzinger vereint in sich die Fähigkeit zur genauen, historisch fundierten Erforschung des einzelnen Objekts mit dem Blick für Verbindungslinien, die über mehrere Jahrhunderte hinweg sich erstrecken. So war es ihm wie kaum jemand anderem gegeben, die Zusammenhänge zu erkennen und im einzelnen zu belegen, die im frühen Mittelalter zwischen spätantiker und frühchristlicher Kunst einerseits und byzantinischer Kunst andererseits bestehen, und auf diesem Wege auch die byzantinische Komponente im Werden der westlichen mittelalterlichen Kunst deutlich werden zu lassen.

Kitzinger ist – und davon konnten auch die Vertreter der Nachbarfächer lernen – bei der eingehenden Analyse der stilistischen und formalen Qualitäten nicht stehen geblieben, sondern hat gleichzeitig ihre Abhängigkeit von dem historischen Hintergrund untersucht und hat sich überdies auch grundsätzlich über das Problem des Stilwandels geäußert. Schließlich hat er – und auch dafür müssen wir

ihm dankbar sein – stets die ästhetische Wirkung der von ihm untersuchten Werke miteinbezogen. Durch eingehende historische Quellenstudien hat er sich auch die Anerkennung und Bewunderung der Historiker erworben. Diese seltene Verbindung von verschiedenen wissenschaftlichen Fähigkeiten mit künstlerischem Einfühlungsvermögen, was sowohl in kleinem wie im großen Rahmen sich auswirkte, hat sich niedergeschlagen in einer Reihe von vielbeachteten Standardwerken, in denen jeweils über bisher wenig beachtete Themen neue Forschungsergebnisse vorgelegt wurden. Nur drei Arbeiten sollen hier genannt werden: einmal die noch in die fünfziger Jahre zurückreichenden Untersuchungen über den Bilderkult vor dem Ikonoklasmus, dann die Studien über die mittelalterlichen Mosaike in Sizilien und schließlich die grundlegende Darstellung über die Frühentwicklung der byzantinischen Kunst (1977), ein Werk, das demnächst auch auf deutsch erscheinen wird. Mit Ernst Kitzinger hat der Orden einen bedeutenden vielseitigen Gelehrten gewählt, der über die Grenzen seines Faches hinaus gewirkt hat. Wir heißen Sie willkommen!

Herr KITZINGER dankte mit folgenden Worten:

Herr Bundespräsident,  
Herr Ordenskanzler,  
Herr Clemen,  
Meine Damen und Herren!

Ich danke Ihnen, Herr Clemen, nicht nur für das, was Sie über meine Lebensarbeit gesagt haben, sondern auch dafür, daß Sie sich bereit gefunden haben, diese Laudatio innerhalb einer sehr kurzen Frist zu verfassen. Doch mein größter Dank gilt dem Orden selbst für die ganz außerordentliche Ehre, die er mir hat zuteil werden lassen, indem er mich zu seinem Mitglied gewählt hat.

Aber es ist nicht nur eine Ehre. Schon in meinen ersten Kontakten mit dem Orden ist mir auch klar geworden, welche vielfache Anre-

gungen er dem Forscher bietet, gerade weil der Kreis so klein und dabei so umfassend ist. Man kann sich in diesem Kreis der Grundprobleme des eigenen Wissenschaftszweiges sehr akut bewußt werden, kann sie an der reifen Erfahrung anderer messen und vielleicht auch anderen etwas von dieser Erfahrung mitteilen.

Möglicherweise kommt in einem Fall wie dem meinen noch eine weitere Vermittler-Rolle hinzu. Selbstverständlich gehöre ich zu den ausländischen Mitgliedern, aber eben zu jener Untergruppe, die in Deutschland geboren wurde und ihre Jugendjahre hier verbrachte. So kann man nicht ganz im selben Sinn Ausländer sein wie die rein ausländischen Mitglieder. Ich will nicht von den psychologischen Faktoren reden, die hier ins Gesichtsfeld treten und die doch allen, die die dreißiger Jahre schon als Erwachsene erlebten, in irgend einer Form zu schaffen machen. Ich will nur rein faktisch feststellen, daß alle meine Urerlebnisse und ein Großteil meiner Bildungserlebnisse mit Deutschland verbunden sind. Und indem ich diese Begriffe verwende, zeichnen sich schon besondere Probleme ab. Es sind unübersetzbare Begriffe. Aber man braucht nur ein paar Bände der »Reden und Gedenkworte« des Ordens durchzublättern, um auf ebenso unübersetzbare englische Worte – »image«, z. B., oder »identity«, wie diese Worte heute gebraucht werden – zu stoßen. Wenn ich meine Dankeschuld dem Orden gegenüber dadurch abtragen kann, daß ich ein klein wenig zur Übersetzung des Unübersetzbaren beitrage, wäre ich glücklich.

# ANHANG



Aus der Chronik des Ordens  
1985

1. Zuwahlen
2. Aushändigung des Ordenszeichens an  
Rudolf Serkin
3. Berichte über die  
Ordenstagung in Bonn  
Zwischentagung in Bamberg
4. Bildteil

## ZUWAHLEN

Am 31. Mai 1983 in Bonn

a) Inländische Mitglieder

Prof. Dr. CARL DAHLHAUS (Musikwissenschaftler)

b) Ausländische Mitglieder

Prof. JEAN GAUDEMET (Rechtshistoriker)

EUGÈNE IONESCO (Schriftsteller)

Dr. ELISABETH LEGGE SCHWARZKOPF (Kammersängerin)

## AUSHÄNDIGUNG DES ORDENSZEICHENS AN RUDOLF SERKIN

Am 2. Juni 1983 überreichte der Ordenskanzler in der Villa von der Heydt, dem Sitz des Präsidenten der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, in Berlin dem ausländischen Ordensmitglied Rudolf SERKIN, der im Jahre 1981 in den Orden gewählt wurde und sich auf einer Konzertreise in Berlin befand, das Ordenszeichen. Vom Ordenskapitel waren Rolf GUTBROD, Leopold REIDEMEISTER und Walter ROSOW anwesend. Das Berliner Philharmonische Orchester war durch den Intendanten und den Orchestervorstand vertreten.

Die Laudatio von György LIGETI verlas der Ordenskanzler.

Sie hatte folgenden Wortlaut:

Sehr geehrter, lieber Herr Serkin,

wir begrüßen Sie im Orden *Pour le mérite* für Wissenschaften und Künste als einen der großen Musiker unserer Zeit. Sie verkörpern wie kaum ein anderer Pianist den Geist des alten Mitteleuropa. Kultur, in der vornehmsten Auslegung des Wortes, besteht aus einem Kontext von Gesten, Ausdrücken, Nuancen, Falten, aus feinsten Akzentverschiebungen und Nebenbedeutungen, aus Nachgeschmack, Tonfall, Aura. Wird die Kontinuität einer Kultur brutal zerschnitten, wie das in Mitteleuropa während und durch die Herrschaft Hitlers und des Nationalsozialismus geschah, ergibt sich eine nachdauernde Gleichgewichtsstörung im feinen und verästelten Netz des Geisteslebens. Für das allmähliche Vernarben der Schnittwunde und die annähernde Wiederherstellung der Kontinuität ist das Wirken der großen kulturtragenden Persönlichkeiten, die durch glückliche Umstände der Diktatur entronnen sind, von eminenter Bedeutung. Texte, Bücher, Noten, Partituren sind an sich ungenügend; die Erfahrungen einer Tradition leben in den Köpfen der einzelnen Persön-

lichkeiten weiter. Was kann uns der Notentext an Musik übermitteln? Melodische, harmonische und rhythmisch-metrische Konfigurationen. Allenfalls noch Tempoangaben und Dynamik, doch auch diese nur sehr ungefähr. Ein wesentlicher Teil der Musik ist mündliche Überlieferung, wie es von Interpret zu Interpret, von Lehrer zu Schüler, von Generation zu Generation innerhalb einer kontinuierlichen musikalischen Kultur übermittelt wird. Wo der Notentext aufhört, fängt Interpretation an. Dynamische Nuancen, Agogik, Akzentverlagerungen, Phrasierung – das sind die Details der Interpretation. Doch aus diesen, an sich untergeordneten Details fügt sich im Kopf und in den Händen des großen Interpreten das nur schwer definierbare Gebilde zusammen, das wir musikalische Form nennen.

Herr Serkin, was wir an Ihrem Klavierspiel am meisten bewundern, ist die Großartigkeit der Formgestaltung, ist das Wunder, wie sich Formteile nahtlos zu etwas Größerem zusammenfügen, wie eine übergreifende Bedeutung entsteht, ein musikalisches Gebäude sich allmählich auftürmt. Kunst ist Illusion (um eine Formulierung des Mitglieds unseres Ordens Sir Ernst Gombrich hier in etwas abgeänderter Form zu gebrauchen); große Interpretation von Musik bedeutet, daß etwas sich in der Zeit entfaltet, das in uns den Eindruck von Richtigkeit, Stimmigkeit, Konsequenz erweckt, als ob alles, was geschieht, nur so und nicht anders sein könnte. Es ist insofern Schein, als es sich nicht um etwas tatsächlich Logisches, im wissenschaftlichen Sinne Wahres handelt, sondern um die Evozierung von etwas Quasi-Logischem, um eine Realität nicht in der realen Welt, sondern in einer »Welt«, die metaphorisch, in einem kulturellen und geistigen Kontext existiert.

Herr Serkin, Sie stammen aus der alten Doppelmonarchie, sind in Eger geboren, vor achtzig Jahren. Sie haben in Wien studiert und gehörten zum Schönberg-Kreis, Sie musizierten mit Adolf Busch, heirateten Buschs Tochter, lebten in Berlin und Darmstadt, ließen sich infolge der Naziherrschaft in Deutschland 1936 in den Vereinigten Staaten nieder, wirkten zuerst am Curtis Institute in Philadelphia und später im Staate Vermont, wo Sie das Marlboro-Festival

und die entsprechende School gründeten, die infolge Ihrer großartigen Tätigkeit zum Mekka der Kammermusik geworden ist. Ihre Bach-, Beethoven-, Schubert- und Brahms-Interpretationen gehören zu den reichsten Geschenken, die ein Pianist dem kultivierten Zuhörer geben kann. Was wir an Ihnen vor allem bewundern, ist Ihre Menschlichkeit, Ihre unbedingte Integrität und eine großartige Selbstverständlichkeit, Un-Eitelkeit und Dignität. Wir sind glücklich, daß Sie unserem Orden angehören.

[Ergänzung des Ordenskanzlers:]

Und sehr würde sich der Orden freuen, wenn Sie auch an seinen Zusammenkünften, Beratungen und Aussprachen teilnehmen könnten.

Mit bewegten Worten dankte Herr SERKIN für die Aufnahme in den Orden.

## TAGUNGSBERICHTE

### *Die offizielle Ordenstagung in Bonn*

Unter dem Vorsitz des Ordenskanzlers Heinz MAIER-LEIBNITZ kamen die in- und ausländischen Ordensmitglieder am 30. Mai vor- und nachmittags zu einer Vorbesprechung der Kapitelsitzung in der Villa Hammerschmidt zusammen, an der am 31. Mai vormittags satzungsgemäß nur die inländischen Mitglieder zugegen waren.

An den Sitzungen nahmen teil:

Hansjochem AUTRUM  
Adolf BUTENANDT  
Elias CANETTI  
Hendrik B. G. CASIMIR  
Wolfgang CLEMEN  
Helmut COING  
Manfred EIGEN  
Hans-Georg GADAMER  
Felix GILBERT  
Rolf GUTBROD  
Friedrich August von HAYEK  
Rudolf HILLEBRECHT  
Sir Bernard KATZ  
George F. KENNAN  
Ernst KITZINGER  
György LIGETI  
Gerd MEYER-SCHWICKERATH  
Wolfgang PAUL  
Karl RAHNER  
Werner REICHARDT  
Leopold REIDEMEISTER

Walter ROSSOW  
Sir Ronald SYME  
Theodor SCHIEDER  
Emil SCHUMACHER  
Alexander Lord TODD  
Bartel Leendert van der WAERDEN  
Carl Friedrich Frhr. v. WEIZSÄCKER  
Franz WIEACKER  
Maria WIMMER  
Hans WIMMER

Ministerialrat KÖNIG vom Bundesministerium des Innern als Protokollführer.

Der Ordenskanzler begrüßte die Ordensmitglieder und gab ihnen die Tagesordnung bekannt. Hauptgegenstand der Sitzungen waren die Nachwahlen.

Am Abend des 30. Mai gab der Rektor der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität den Ordensmitgliedern und ihren Damen sowie Professoren der Universität einen Empfang im Universitäts-Festsaal.

Zum Mittagessen am 31. Mai lud der Bundespräsident in das Hotel Königshof ein. Am Abend war der Orden anlässlich einer Ausstellung des Ordensmitglieds Emil SCHUMACHER in der Landesvertretung Nordrhein-Westfalen Gast des nordrhein-westfälischen Ministers für Bundesangelegenheiten Dr. Dieter HAAK.

Minister HAAK hielt folgende Begrüßungsansprache:

Herr Ordenskanzler,

meine sehr verehrten Damen und Herren,

im Namen der Regierung des Landes Nordrhein-Westfalen darf ich Sie sehr herzlich in unserer Landesvertretung willkommen heißen

und Ihnen die Grüße von Herrn Ministerpräsident Rau übermitteln, der wegen der heutigen Kabinettsitzung leider nicht hier anwesend sein kann.

Seit der Gründung des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste durch Friedrich Wilhelm IV. von Preußen sind heute genau 141 Jahre vergangen.

In seiner Existenz war der Orden während dieser gesamten Zeit nur in den dunkelsten Jahren deutscher Geschichte, von 1933–1945, bedroht.

In diesem Jahr tritt der Orden zum 31. Mal seit seiner Neugründung nach dem Krieg, wie meistens zuvor, in Bonn zusammen.

Diese öffentlichen Sitzungen sind zur Tradition geworden, eine Tradition, die zugleich breiten Kreisen der Bevölkerung einen Einblick in Arbeit und Selbstverständnis des Ordens ermöglicht.

Dabei wird immer wieder von der Öffentlichkeit mit Interesse zur Kenntnis genommen, daß dieser Orden nicht etwa ein Ehrenzeichen wie das Bundesverdienstkreuz ist, sondern nur die Zugehörigkeit zu einem Kreis von Ordensmitgliedern erkennbar machen soll.

Mit dieser Unterscheidung wird aber doch im Gegensatz zu Ihrer in einer Festschrift geäußerten Auffassung, der Orden habe keine eigentliche Aufgabe, klar, daß sehr wohl eine solche besteht:

Die Männer und Frauen, die, wie die Satzung Ihres Ordens es vorschreibt, sich durch weitverbreitete Anerkennung ihrer Verdienste in der Wissenschaft oder in der Kunst einen ausgezeichneten Namen erworben haben müssen, sehen in ihrer Berufung in diesen Kreis selbst eine Aufgabe und Verpflichtung.

Ihre diesjährige Tagung in Bonn war für mich Anlaß, eines Ihrer Mitglieder, den Maler Prof. Emil Schumacher, Nordrhein-Westfale und Hagener, wie ich nicht ohne Stolz bemerke, zu bitten, einen Querschnitt seiner Werke in der Landesvertretung zu zeigen.

Ich gestehe, daß neben dem Wunsch, den nordrhein-westfälischen Künstler Emil Schumacher, der längst weit über die Grenzen seines Landes, ja der Bundesrepublik Deutschland hinaus, bekannt geworden ist, hier zu präsentieren, auch die Aussicht, Sie alle hier zu Gast zu haben, sehr reizvoll erschien.

Für eine Landesvertretung in Bonn steht im Vordergrund der eigenen Tätigkeit immer die Selbstdarstellung des eigenen Landes.

Wenn dies mit so namhaften Künstlern wie Emil Schumacher geschehen kann, trifft sich dies besonders gut.

Mit den Veranstaltungen im Hause Nordrhein-Westfalen sollen Landescharakter, Eigenheiten und Probleme verdeutlicht und immer noch bestehende Klischeevorstellungen korrigiert werden.

Wenig bekannt ist etwa der kulturelle Reichtum Nordrhein-Westfalens, der sich keineswegs in den Kölner und Düsseldorfer Sammlungen und Theatern erschöpft.

Neben Spezialmuseen gibt es mehr als dreißig größere kunst- und kulturgeschichtliche Museen, von denen die meisten internationalen Rang haben.

Wer weiß im übrigen schon, daß die größte und bedeutendste Ikonensammlung der Bundesrepublik Deutschland nicht in München oder Berlin, sondern in Recklinghausen zu finden ist?

Noch mit einem weiteren Mitglied Ihres Ordens, mit Henry Moore, konnte vor einigen Jahren im Hause Nordrhein-Westfalen eine großartige Ausstellung durchgeführt werden.

Dies alles mag zeigen, daß Länderinteressen in Bonn nicht nur über den Bundesrat vertreten werden.

Auch Sympathiewerbung, Bitten um Verständnis, Darstellung der eigenen Besonderheiten sind Bestandteil unserer Politik hier in der Bundeshauptstadt. Daß diese Arbeit gelegentlich so angenehm sein kann wie heute Abend, ist gewiß nicht alltäglich, gehört aber ganz gewiß zu den Anlässen, an die ich mich sehr gerne erinnern werde. Ich darf Ihnen noch einmal im Namen der Regierung des Landes Nordrhein-Westfalen für Ihr Kommen danken und hoffe, daß Sie sich in unserem Hause wohlfühlen werden.

Herr SCHUMACHER führte anlässlich der Ausstellung seiner Arbeiten folgendes aus:

Herr Minister,  
Herr Ordenskanzler,  
meine Damen und Herren!

Die Vernissage dieser kleinen Ausstellung, die am vorvergangenen Donnerstag stattfand, wurde vor einem geladenen Kreis durch Werner Schmalenbach fundiert und kenntnisreich eröffnet.

Ich bin nicht in der Lage, pro domo über Emil Schumacher zu sprechen; dieses ginge gegen die Regel und, jedenfalls war es in der Vergangenheit so, gegen den guten Geschmack. Ich entsinne mich noch der Forderung an den Künstler, sich hinter sein Werk zu stellen. Heute ist man weniger zimperlich, man stellt sich davor, auch wenn oft davon nicht viel zu sehen ist.

Wenn ich jedoch etwas zu meiner Arbeit sagen soll, so möchte ich dieses auf noch für mich verantwortliche Weise tun.

Meine Bilder sind keine Abbilder der Natur, auch wenn sich in ihnen oft Assoziationen an Naturhaftes einstellen.

Ein Bild unterliegt einem Verfertigungsprozeß, es bildet sich durch eine Aneinanderreihung von Farben und Formen.

Das Konzept, nach dem ich oft gefragt werde, existiert nur in der Form, nämlich daß ich bedrängt und gedrängt werde zur Tätigkeit, die als Folge das Bild hervorbringt – aber auch dieses sogenannte Konzept trifft oft den Nagel auf den Daumen.

Ich versuche immer, eine präfabrizierte Vorstellung von Bild zu verdrängen, denn was ich weiß, macht mich nicht heiß.

Der Prozeß des Malens ist ein stetiges Wechselspiel zwischen Emotion und Ordnung, ein schmaler Grat, auf dem über Gelingen oder Mißlingen entschieden wird, oft harte tagtägliche Arbeit und manche Zerstörung des Bildes sind das Ergebnis.

Zu den Titeln der Bilder möchte ich sagen, daß diese in den meisten Fällen erfunden sind, um dem Kind einen Namen zu geben. Dabei lasse ich mich oft vom Klang des Wortes leiten, der etwa dem des

Bildes entspricht. Der Titel ist keine Erklärung des Bildes, er soll nur seine Individualität kennzeichnen.

Zahlentitel, wie ich sie zeitweilig gebrauchte, waren meinen Bildern wesensfremd.

Wenn diese Bilder Ihnen den Zugang erschweren sollten, so möchte ich Theodor Adorno anführen, der mal gesagt hat, daß Künstler Dinge machen, von denen wir nicht wissen, was sie sind.

Ich kenne drei Zustände meines Bildes:

den trügerischen Zustand des scheinbar fertigen Bildes,

den des zerstörten Bildes und

den Zustand, der die Grenze meiner Möglichkeiten erreicht hat; dieser letzte Zustand kann das fertige Bild sein. Es bestätigt mir oft hinterher die Richtigkeit meines Ausgangspunktes. Es ist das Bild, das in mir bereitlag, die Landschaft in mir, die Figur. Und die Qualität des Bildes ist die Kraft der Form, der Figur; Malen heißt realisieren.

### *Zwischentagung*

Die interne Tagung des Ordens fand vom 1. bis 4. Oktober 1983 in Bamberg statt.

Es nahmen teil:

Kurt BITTEL  
Adolf BUTENANDT  
Elias CANETTI  
Hendrik B. G. CASIMIR  
Wolfgang CLEMEN  
Helmut COING  
Carl DAHLHAUS  
Theodor ESCHENBURG  
Hans-Georg GADAMER  
Jean GAUDEMET

Sir Ernst GOMBRICH  
Rolf GUTBROD  
Friedrich August von HAYEK  
Charles HUGGINS  
György LIGETI  
Sir Bernard KATZ  
Ernst KITZINGER  
Stephan KUTTNER  
Elisabeth LEGGE SCHWARZKOPF  
Heinz MAIER-LEIBNITZ  
Wolfgang PAUL  
Werner REICHARDT  
Leopold REIDEMEISTER  
Walter ROSSOW  
Emil STAIGER  
Theodor SCHIEDER  
Sir Ronald SYME  
Bartel Leendert van der WAERDEN  
Carl Friedrich Frhr. v. WEIZSÄCKER  
Franz WIEACKER  
Hans WIMMER  
Hans Georg ZACHAU

Vom Bundesministerium des Innern:

Ministerialrat Rudolf KÖNIG  
Irmgard SUCHANEK

Am Abend des Anknunftstages gab der Oberbürgermeister der Stadt Bamberg Paul Röhner für den Orden einen Empfang im Rokokosaal des Alten Brückenrathauses. In seiner Begrüßungsansprache dankte er dem Orden, daß er sich für Bamberg als Tagungsort entschieden habe, und stellte den Rokokosaal, der sonst nur dem Rat der Stadt vorbehalten sei, für die Ordenssitzungen zur Verfügung. Der Ordenskanzler dankte für die freundliche Aufnahme und überreichte

dem Oberbürgermeister als Geschenk die beiden Bildbände des Ordens.

Vor Sitzungsbeginn übergab der Ordenskanzler den anwesenden neuen Ordensmitgliedern Elisabeth LEGGE SCHWARZKOPF, Jean GAUDEMET und Carl DAHLHAUS die Urkunden über die Mitgliedschaft im Orden. Sodann wurde über die bei der Kapitelsitzung 1984 zu vollziehenden Nachwahlen und über wichtige den Orden betreffende Fragen gesprochen.

An den Nachmittagen lernten die Ordensmitglieder zusammen mit den Damen einige Sehenswürdigkeiten Bambergs kennen. Besichtigt wurden der Dom, das Diözesanmuseum, einige mittelalterliche Handschriften in der Staatsbibliothek, die Klosterkirche St. Michael, die Obere Pfarrkirche und der spätromanische Kreuzgang des Karmelitenklosters. Im Dom begrüßte der Erzbischof von Bamberg Dr. Elmar Maria Kredel die Ordensmitglieder. Nach einem Orgelkonzert fand sodann eine Führung durch den Dom statt.

Bei dem abendlichen Beisammensein berichteten die Herren CASIMIR und von HAYEK über Ergebnisse ihrer Forschungen, Herr BITTEL berichtete über einen neuen Fund aus Boghazköy, Herr KUTTNER über die Wanderung einer bedeutenden Bamberger Rechts handschrift.



## BILDTEIL





Ordenssitzung in der Villa Hammerschmidt  
am 30. Mai 1985

*linke Seite:* Franz Wieacker, Werner Reichardt,  
Manfred Eigen,

Wolfgang Paul, George Kennan, Elias Canetti

*rechte Seite:* Lord Alexander Todd, Sir Ronald Syme,

György Ligeti, Theodor Schieder,

Rudolf Hillebrecht, Heinz Maier-Leibnitz, Adolf Butenandt



Ordenssitzung in der Villa Hammerschmidt  
am 30. Mai 1985

*Von links:* Helmut Coing, Franz Wieacker,  
Werner Reichardt,  
Manfred Eigen, Wolfgang Paul, George Kennan,  
Rolf Gutbrod, Elias Canetti, Walter Rossow, Gerd Meyer-Schwickerath  
*stehend:* Adolf Butenandt, Györgi Ligeti



Öffentliche Sitzung in der Aula der  
Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität  
am 31. Mai 1983

*Von links:* Prof. Werner Besch (Rektor der Universität),  
Frau Besch,  
Bundesminister Dr. Friedrich Zimmermann, Bundespräsident  
Prof. Karl Carstens,  
Ordenskanzler Heinz Maier-Leibnitz



Öffentliche Sitzung in der Aula der  
Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität  
am 31. Mai 1983

Übergabe des Ordenszeichens an Hendrik B. G. Casimir

*Von links:* Hendrik B. G. Casimir,  
Wolfgang Paul, Ordenskanzler Heinz Maier-Leibnitz



Öffentliche Sitzung in der Aula der  
Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität  
am 31. Mai 1983

Übergabe des Ordenszeichens an Sir Bernard Katz

*Von links:* Sir Bernard Katz,  
Werner Reichardt, Ordenskanzler Heinz Maier-Leibnitz



Öffentliche Sitzung in der Aula der  
Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität  
am 31. Mai 1983

Übergabe des Ordenszeichens an Ernst Kitzinger  
*Von links:* Wolfgang Clemen,  
Ernst Kitzinger, Ordenskanzler Heinz Maier-Leibnitz



Nach der Übergabe des Ordenszeichens an Rudolf Serkin  
*Von links:* Walter Rossow,  
Ordenskanzler Heinz Maier-Leibnitz, Rudolf Serkin,  
Leopold Reidemeister,  
Rolf Gutbrod im Garten der Villa von der Heydt in Berlin



Überreichung der Urkunde über die Mitgliedschaft im Orden  
an die neuen Ordensmitglieder  
bei der internen Ordenstagung in Bamberg  
am 2. Oktober 1983

*Von links:* Jean Gaudemet, Elisabeth Legge Schwarzkopf,  
Ordenskanzler Heinz Maier-Leibnitz, Carl Dahlhaus

VERZEICHNIS  
DER DERZEITIGEN  
MITGLIEDER DES ORDENS  
POUR LE MÉRITE  
FÜR WISSENSCHAFTEN  
UND KÜNSTE



## DEUTSCHE MITGLIEDER

*In der Reihenfolge ihrer Zuwahl*

*Stand: 31. Dezember 1983*

CARL FRIEDRICH FRHR. VON WEIZSÄCKER IN STARNBERG	PHYSIKER UND PHILOSOPH
ADOLF BUTENANDT IN MÜNCHEN	BIOCHEMIKER
RUDOLF HILLEBRECHT IN HANNOVER 1971: Erster Vizekanzler des Ordens	ARCHITEKT UND STÄDTEPLANER
HANS WIMMER IN MÜNCHEN	BILDHAUER
KURT BITTEL IN HEIDENHEIM 1971–1. 10. 1979: Kanzler des Ordens Ab 1. 10. 1979: Dritter Vizekanzler Ab 5. 9. 1980: Zweiter Vizekanzler	ARCHÄOLOGE
THEODOR ESCHENBURG IN TÜBINGEN	POLITOLOGE
FRANZ WIEACKER IN GÖTTINGEN	RECHTSHISTORIKER
KARL RAHNER IN INNSBRUCK	THEOLOGE
HANS-GEORG GADAMER IN HEIDELBERG	PHILOSOPH
ROLF GUTBROD IN STUTTGART	ARCHITEKT
THEODOR SCHIEDER IN KÖLN	HISTORIKER
WALTER ROSSOW IN BERLIN	GARTENARCHITEKT UND LANDSCHAFTSPLANER
HELMUT COING IN FRANKFURT	RECHTSGELEHRTER
MANFRED EIGEN IN GÖTTINGEN	CHEMIKER
GOLO MANN IN ZÜRICH	HISTORIKER UND SCHRIFTSTELLER
MARIA WIMMER IN MÜNCHEN	SCHAUSPIELERIN

GYÖRGY LIGETI IN HAMBURG  
HEINZ MAIER-LEIBNITZ IN MÜNCHEN  
    Ab 1. 10. 1979: Kanzler des Ordens  
HANSJOCHEM AUTRUM IN MÜNCHEN  
BRUNO SNELL IN HAMBURG  
GERD MEYER-SCHWICKERATH IN  
    ESSEN  
WOLFGANG PAUL IN BONN  
WERNER REICHARDT IN TÜBINGEN  
LEOPOLD REIDEMEISTER IN BERLIN  
WOLFGANG CLEMEN IN ENDORF  
EMIL SCHUMACHER IN HAGEN  
HANS GEORG ZACHAU IN MÜNCHEN  
CARL DAHLHAUS IN BERLIN

KOMPONIST  
PHYSIKER  
  
ZOOLOGE  
KLASSISCHER PHILOLOGE  
OPHTHALMOLOGE  
  
PHYSIKER  
BIOLOGE  
KUNSTHISTORIKER  
ANGLIST  
MALER  
MOLEKULARBIOLOGE  
MUSIKWISSENSCHAFTLER

## AUSLÄNDISCHE MITGLIEDER

*In der Reihenfolge ihrer Zuwahl*

*Stand: 31. Dezember 1983*

CHARLES HUGGINS IN CHICAGO, USA	MEDIZINER
ANDRÉ GRABAR IN PARIS, FRANKREICH	KUNSTHISTORIKER
EMIL STAIGER IN ZÜRICH, SCHWEIZ	LITERATURHISTORIKER
LORD ALEXANDER TODD IN CAMBRIDGE, ENGLAND	CHEMIKER
STEPHAN KUTTNER IN BERKELEY, USA	KANONIST UND RECHTSHISTORIKER
KONRAD LORENZ IN ALTENBERG, ÖSTERREICH	ZOOLOGE
HENRY MOORE IN MUCH HADHAM, ENGLAND	BILDHAUER
BARTEL LEENDERT VAN DER WAERDEN IN ZÜRICH, SCHWEIZ	MATHEMATIKER
FRITZ LIPMANN IN NEW YORK, USA	BIOCHEMIKER
SIR RONALD SYME IN OXFORD, ENGLAND	ALTHISTORIKER
PIERRE BOULEZ IN PARIS, FRANKREICH	KOMPONIST UND DIRIGENT
KENZO TANGE IN TOKIO, JAPAN	ARCHITEKT
GEORGE F. KENNAN IN PRINCETON, USA	HISTORIKER UND DIPLOMAT
SIR ERNST GOMBRICH IN LONDON, ENGLAND	KUNSTHISTORIKER
HANS HARTUNG IN PARIS, FRANKREICH	MALER

FRIEDRICH AUGUST VON HAYEK (ENGLAND) IN FREIBURG I. BR.	NATIONALÖKONOM
VICTOR FRIEDRICH WEISSKOPF IN CAMBRIDGE, USA	PHYSIKER
ELIAS CANETTI IN ZÜRICH, SCHWEIZ	SCHRIFTSTELLER
SIR KARL POPPER IN PENN, ENGLAND	WISSENSCHAFTS- THEORETIKER
FELIX GILBERT IN PRINCETON, USA	HISTORIKER
RUDOLF SERKIN IN BRATTLEBORO, USA	PIANIST
HENDRIK B. G. CASIMIR IN HEEZE, NIEDERLANDE	PHYSIKER
SIR BERNARD KATZ IN LONDON, ENGLAND	PHYSIOLOGE
ERNST KITZINGER IN OXFORD, ENGLAND	KUNSTHISTORIKER
JEAN GAUDEMET IN PARIS, FRANKREICH	RECHTSHISTORIKER
EUGÈNE IONESCO IN PARIS, FRANKREICH	SCHRIFTSTELLER
ELISABETH LEGGE SCHWARZKOPF IN ZUMIKON, SCHWEIZ	KAMMERSÄNGERIN

*Im Jahre 1983 sind verstorben:*

KURT MÖTHES	12. Februar
FELIX BLOCH	10. September
RAYMOND ARON	17. Oktober

## BILDNACHWEIS

Hans Adolf Krebs: Bundesbildstelle, 5300 Bonn 1 . . . . .	15
Gerhard Marcks: Bundesbildstelle, 5300 Bonn 1 . . . . .	25
Carl Orff: Christa Feiler, 8000 München 81 . . . . .	35
Karl Ritter von Frisch: Bundesbildstelle, 5300 Bonn 1 . . . . .	39
André Jean Festugière: Unbekannt . . . . .	49
Ordenssitzung in der Villa Hammerschmidt: Bundesbildstelle, 5300 Bonn 1 . . . . .	101
Ordenssitzung in der Villa Hammerschmidt: Bundesbildstelle, 5300 Bonn 1 . . . . .	102
Öffentliche Sitzung in Bonn: Bundesbildstelle, 5300 Bonn 1 . . . . .	105
Übergabe des Ordenszeichens an Hendrik B. G. Casimir: Bundesbildstelle, 5300 Bonn 1 . . . . .	104
Übergabe des Ordenszeichens an Sir Bernard Katz: Bundesbildstelle, 5300 Bonn 1 . . . . .	105
Übergabe des Ordenszeichens an Ernst Kitzinger: Bundesbildstelle, 5300 Bonn 1 . . . . .	106
Übergabe des Ordenszeichens an Rudolf Serkin: Kranich Photo, 1000 Berlin . . . . .	107
Ordenstagung in Bamberg: Bärbel Meister, 8600 Bamberg . . . . .	108



## INHALT

### *Öffentliche Sitzung der Mitglieder des Ordens 1983*

Begrüßungsworte des Ordenskanzlers Heinz Maier-Leibnitz . . . . .	7
Hans Adolf Krebs. Gedenkworte von Adolf Butenandt . . . . .	13
Gerhard Marcks. Gedenkworte von Hans Wimmer . . . . .	23
Carl Orff. Gedenkworte von György Ligeti . . . . .	31
Karl Ritter von Frisch. Gedenkworte von Hansjochem Autrum . . . . .	37
André Jean Festugière. Gedenkworte von Karl Rahner . . . . .	47
Helmut Coing: Das Recht als Element der europäischen Kultur . . . . .	55
Übergabe des Ordenszeichens an Hendrik B. G. Casimir – Laudatio von Wolfgang Paul . . . . .	75
Übergabe des Ordenszeichens an Sir Bernard Katz – Laudatio von Werner Reichardt . . . . .	76
Übergabe des Ordenszeichens an Ernst Kitzinger – Laudatio von Wolfgang Clemen . . . . .	80

### *Anhang*

Aus der Chronik des Ordens 1983 . . . . .	85
1. Zuwahlen . . . . .	86
2. Übergabe des Ordenszeichens an Rudolf Serkin – Laudatio von György Ligeti . . . . .	87
3. Tagungsberichte	
Ordenstagung in Bonn . . . . .	90
Zwischentagung in Bamberg . . . . .	95

4. Bildteil	
Ordenssitzung in der Villa Hammerschmidt . . . . .	101
Ordenssitzung in der Villa Hammerschmidt . . . . .	102
Öffentliche Sitzung in der Universität . . . . .	105
Übergabe des Ordenszeichens an Hendrik B. G. Casimir . . . . .	104
Übergabe des Ordenszeichens an Sir Bernard Katz . . . . .	105
Übergabe des Ordenszeichens an Ernst Kitzinger . . . . .	106
Übergabe des Ordenszeichens an Rudolf Serkin . . . . .	107
Ordenstagung in Bamberg . . . . .	108
Mitglieder des Ordens (Stand: 31. 12. 1985) . . . . .	109
Bildnachweis . . . . .	115

© 1984 · Verlag Lambert Schneider GmbH · Heidelberg  
Alle Rechte vorbehalten. Jegliche Vervielfältigung nur mit ausdrücklicher  
Genehmigung des Verlages. Printed in Germany. Satz und Druck:  
Laupp & Göbel, Tübingen 3  
ISSN 04 73-145 X

